1,50 DM / Band 167
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Kampf der schwarzen Engel

Belgien F 28 / Frankreich F 4,- / Italien L 900 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,90 / Schweden kr 4,50 I.m. / Spanien P 70



Kampf der schwarzen Engel

John Sinclair Nr. 167

von Jason Dark

erschienen am 15.09.1981

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Kampf der schwarzen Engel

Das Unheil kam aus dem Dunkeln!

Ich sah nicht einmal einen Schatten, so finster war es. Dafür spürte ich einen heftigen Schlag im Gesicht, riß instinktiv meine Arme hoch und fühlte zwischen den Fingern etwas Festes, Lederartiges.

Haut!

Aber woher? Was hatte mich da attackiert? Ich torkelte zurück, prallte gegen die rissige Felswand und verfluchte abermals den Umstand, der mich hergebracht hatte.

Das Fauchen des Angreifers kam mir bekannt vor. Ich zog den Kopf ein, und endlich gelang es mir, den Gegner so zwischen die Finger zu bekommen, daß ich ihn zu Boden schleudern konnte. Ich hörte noch den Aufprall und wollte sehen, was mich da so hinterrücks überfallen hatte.

An meinem Gürtel hing die Taschenlampe. Ich drehte sie hoch und schaltete sie ein.

Der Strahl traf eine Fledermaus!

Ein Riesentier, wirklich, aber kein Vampir im Sinne meines Berufs. Die Fledermaus verwandelte sich nicht in einen Menschen und umgekehrt. Dafür schwebte sie in die Höhe und huschte davon. Sehr schnell verschwand sie in der Dunkelheit.

Ich wischte mir über die Stirn. Schweißnaß glänzte mein Handrücken. In diesem verdammten Höhlenlabyrinth herrschte eine Luft, die kaum ein Mensch atmen konnte. Sie war stickig, heiß und schwül. Manchmal kam sie mir vor, als wäre sie von giftigen Gasen durchzogen, aber dann hätten mich Myxin und Kara wohl nicht in dieses Höhlensystem hineingeführt. Wo steckten die beiden überhaupt?

Das war die große Frage. Sie waren vorgegangen und dann in der Dunkelheit verschwunden. Jetzt stand ich da mit meiner Weisheit. Zurück konnte ich zwar, aber allein hätte ich niemals aus diesem Labyrinth herausgefunden. Da brauchte ich schon die Hilfe meiner beiden Partner.

Und dabei hatte ich bisher nicht einmal einen zählbaren Erfolg verbuchen können. Eigentlich wußte ich selbst nicht, warum ich hier in Sizilien steckte, aber Myxin und Kara hatten etwas von Schwarzen Engeln und Lichtschwertern gesagt, so daß ich mich entschlossen hatte, sie zu begleiten.

Suko war mit von der Partie. Der konnte auch nichts tun, denn er wartete draußen vor dem Eingang, wo die Junisonne erbarmungslos auf das Gestein brannte und es so aufheizte, daß man darauf hätte Spiegeleier braten können.

In der Höhle war es zwar kühl, dafür jedoch feucht. Irgendwo rann und tropfte immer Wasser. Meine Haare waren naß, die Kleidung klebte mir am Körper, der Boden war uneben, zerklüftet, durchsetzt mit Spalten und Rissen, aus denen es manchmal dampfte und zischte.

Ich mußte mich auf einem unterirdischen Vulkan befinden. Eine andere Erklärung hatte ich nicht zur Hand. Ich hoffte nur, daß wir unser Ziel bald erreichten, denn eine halbe Stunde turnten wir in diesem unterirdischen Labyrinth bereits herum, ohne daß sich irgend etwas ereignet hätte. Bis eben auf den Angriff der Fledermaus.

Allein war ich ja nicht. Deshalb rief ich die Namen meiner beiden Freunde.

Es hallte wie in einem Dom.

Meine Stimme kam mir fremd vor. Sie wurde als Echo weitergetragen und geisterte durch den gewaltigen unterirdischen Höhlenkomplex, bis sie nicht mehr zu hören war.

Ich bekam Antwort.

Myxin hatte gerufen, denn die Stimme klang dunkler. »W-e-i-t-e-r…«

»Spaßvogel!« knurrte ich. Der kleine Magier hatte gut reden. Vor Betreten der Höhle hatte er mir klargemacht, daß ich vorsichtig mit dem Licht sein sollte, da die Batterien nicht ewig brannten, und jetzt führte er mich noch tiefer in dieses verdammte unterirdische Labyrinth hinein.

Der Weg war vielleicht ein Yard breit. Danach fiel eine regelrechte Schlucht steil ab. Wenn ich in die Tiefe leuchtete, sah ich zwar das Ende, aber auf dem Grund schimmerte es hell und dunkel. Dort mußte sich Wasser befinden.

Manchmal kickte ich Steine weg, die auf dem Weg lagen und kleine Hindernisse darstellten.

Ich pfiff auf Myxins Warnungen und ließ die Lampe eingeschaltet, als ich weiterging.

Verstecke für diese komischen Fledermäuse gab es genug. Unter der Decke, an den Wänden, eigentlich überall dort, wo das Gestein rissig war und sie sich gut verbergen konnten.

Eine hatte ich aufgeschreckt. Ich sah andere Tiere, wie sie sich festgekrallt hatten und sich auch nicht von dem hellen, tanzenden Lampenschein stören ließen.

Vorsichtig ging ich weiter. Der Weg beschrieb eine Kurve, wurde noch schmaler und führte in die Tiefe.

Bevor ich meinen Weg fortsetzte, leuchtete ich erst einmal. Der Lichtkegel traf auf ein kleines Plateau, einen Vorsprung, der sich wie eine ausgestreckte Zunge über den Abgrund hinwegschob. Für einen Moment glaubte ich, Myxin und Kara zu sehen, war mir aber nicht sicher.

Mehr rutschend als gehend schaffte ich die Strecke und atmete auf, als ich den Vorsprung erreicht hatte.

Hier kam mir die Luft noch stickiger und schwüler vor. Sie war kaum zu atmen. Ich schwitzte noch mehr. Die unterirdische Landschaft bereitete mir körperliches Unbehagen. Sie war so fremd, so grausam, so anders…

Ich spürte die Gefahr.

Meine Nackenhärchen stellten sich hoch, eisige, unsichtbare Finger krochen über meinen Rücken. Bisher hatte ich die Beretta nicht gezogen, doch meine rechte Hand befand sich nun in Nähe des Griffs, damit ich die Waffe schnell hervorreißen konnte.

Aus der Tiefe drang ein wildes Gurgeln zu mir hoch. Dort schäumte ein unterirdischer Fluß über die Steine und mündete irgendwo in der Tiefe der Höhle.

Ich schmeckte den salzigen Schweiß, als meine Zunge über die Lippen fuhr.

Er war mir auch in die Augen geronnen, die sofort anfingen zu

brennen.

Der Pfad schlängelte sich an der Wand entlang. Sehr schmal, sehr gefährlich, halsbrecherisch…

Ich schaute nach oben.

So hoch wie ein Dom kam mir die Höhle vor. Sie war angefüllt mit Schatten, mit düsteren Drohungen, mit einem Unheil, das ich fast körperlich spüren konnte.

Etwas lauerte auf mich.

Ich wurde noch vorsichtiger, aber das nutzte nichts, denn aus der Tiefe hatte es sich bereits herangeschoben und griff blitzschnell an, bevor ich noch reagieren konnte.

Diesmal sah ich den Schatten, wie er für einen winzigen Moment den Lichtschein verdunkelte, dann hatte er mich erwischt. Er klatschte von der Seite gegen mich, warf mich gegen die Wand und wickelte sich blitzartig um meinen Körper.

Eine Schlange!

Verdammt, es war eine Schlange, die aus der Tiefe links neben mir hochgeflogen war und mich umbringen wollte. Daran gab es keinen Zweifel, denn sie hatte sich regelrecht um meinen Körper gewickelt wie ein starkes Band und drückte erbarmungslos zu. Schlagartig wurde mir die Luft abgeschnürt. Ich riß noch den Mund auf, doch auf meinem Brustkasten schienen Zentnergewichte zu liegen.

Die Lampe ließ ich fallen. Sie brannte am Boden weiter, und in ihrem Lichtstrahl erkannte ich meinen Gegner genauer.

Es war ein Schlangenungeheuer.

Vielleicht halb so groß wie ein ausgewachsener Mensch, dazu schwarz wie die Nacht und irgendwie fettig glänzend. Sie hatte auch ein Maul, einen gefährlichen Schlund, der mir aufgerissen entgegenstarrte. Bei einer normalen Schlange waren es zwei Giftzähne und eine Zunge, hier aber sah ich ein gefährliches Gebiß von spitz zulaufenden Zähnen vor mir, das bereit war, meinen Hals zu zerbeißen, denn der aufgerissene Rachen befand sich schon dicht vor meinem Gesicht.

Es kam auf Sekunden an, und ich reagierte genau richtig. Die Schlange hatte mich zwar umklammert, aber die Hand mit der Beretta befand sich in einem günstigen Winkel zum Kopf.

Ich feuerte.

Der Schuß erklang dreimal so laut in dem gewaltigen Höhlenlabyrinth. Weit rollte das Echo, und die Kugel hieb dicht unter dem Kiefer in den Kopf der Schlange.

Das Tier wurde hochgerissen. Ich sah, wie ein Teil zerplatzte. Mir flogen Fetzen um die Ohren, das Silbergeschoß mußte der Schlange unerhört zu schaffen gemacht haben.

Sie zerfiel.

Plötzlich konnte ich wieder frei atmen. Voller Wut trat ich auf die Überreste dieses gefährlichen Tieres und sah, daß sie zerfielen. Da wurde mir mit letzter Gewißheit klar, daß die Schlange kein natürliches, sondern ein dämonisches Wesen war.

Sofort dachte ich an Apep, die Höllenschlange. Sollten sie und Asmodina hier ihre Hände im Spiel haben? Das war gar nicht so weit hergeholt, denn die Teufelstochter machte nach wie vor Jagd auf Myxin, den kleinen Magier. Ihn wollte sie unbedingt in ihre Klauen bekommen, bisher hatten wir es verhindern können.

Ich war gewarnt und wußte, was mir noch alles auf dem gefährlichen Weg bevorstehen konnte.

Fliegende Schlangen!

So etwas hatte ich auch noch nicht erlebt. Wirklich nicht. Die andere Seite überraschte immer wieder mit neuen Variationen des Schreckens.

Myxin und Kara mußten den Schuß gehört haben, aber sie rührten sich nicht.

Das machte mich zuerst ärgerlich, gleichzeitig auch mißtrauisch, denn unter Umständen war es ihnen gar nicht mehr möglich, einzugreifen. Vielleicht waren sie in eine Falle gelaufen.

Hart biß ich die Zähne zusammen und schritt vorsichtig auf dem schmalen Weg voran. Die Lampe hatte ich aufgehoben, hielt sie in der linken Hand und leuchtete.

Manchmal trat ich gegen kleinere Steine, die in die Tiefe kollerten und dann ins Wasser klatschten.

Bange Minuten folgten, denn immer war ich darauf gefaßt, von irgendwelchen Schlangen angegriffen zu werden, doch da tat sich zum Glück nichts.

War es wirklich nur eine Schlange gewesen?

Nein, es waren mehrere.

Ich sah sie, als ich um eine Felsecke bog. Da das Wasser sich nicht mehr weit entfernt befand, sah ich sie plötzlich an der Oberfläche.

Sie schwammen in der Strömung, ließen sich treiben, und verdammt noch mal, sie behielten mich auch genau im Auge. Manchmal hüpften sie auch aus dem Wasser, dabei erinnerten sie mich an Delphine, und wenn sie dann wieder eintauchten, glitten sie wie Schatten unter der dunklen Wasseroberfläche dahin.

Gefährliche, dämonische Wesen, die es auf mich abgesehen hatten und meinen Weg begleiteten.

Ich wäre vielleicht umgekehrt, wenn ich allein gewesen wäre. So aber dachte ich an Kara und Myxin, die sich nicht gemeldet hatten und sich vielleicht in der Gewalt dieser dämonischen Schlangen befanden. Nein, wenn es eben ging, wollte ich ihnen helfen und zur Seite stehen. Auch die Schlangen konnten und durften mich dabei

nicht aufhalten.

Ich zuckte zusammen, als ein Tier aus dem Wasser schoß, für einen Moment neben mir in der Luft stehenblieb, seinen Rachen aufriß und dann wieder verschwand, wobei sie elegant in das fließende Wasser eintauchte.

Da der Weg weiterhin in die Tiefe führte, war es nur eine Frage der Zeit, wann er die gleiche Höhe mit dem fließenden Wasser erreicht hatte.

Das geschah sehr bald.

Neben mir gurgelte und schäumte das Wasser, das sich in seinem steinigen Bett zu einem regelrechten Fluß gemausert hatte. Ich bekam einige Spritzer mit und sah, wie das Wasser an den Steinen aufschäumte.

Die hohen Felsen hatte ich schon seit einer Weile im Schein der Lampe bemerkt. Sie bildeten ein regelrechtes Tor, durch das der unterirdische Fluß strömte. Zum Glück befand sich am linken Rand ein schmaler freier Streifen, über den ich trockenen Fußes gehen konnte.

Dann war ich verdammt dicht in Nähe der Schlangen. Sie brauchten kaum mehr zu springen, um mich packen zu können. Ich zögerte aus verständlichen Gründen.

Es war doch Furcht dabei, denn die Biester hatten mir ihre Gefährlichkeit hinlänglich bewiesen.

Ich versuchte sie zu zählen, kam jedoch zu keinem Resultat. Es waren zu viele.

Manche sprangen hoch, wischten dicht an mir vorbei, klatschten wieder ins Wasser und wurden von der Strömung durch das enge Tor getrieben.

Sie griffen mich nicht an!

Das sah ich als ein gutes Zeichen. Deshalb riskierte ich es, wand mich, mit dem Rücken am Felsen entlanggleitend, durch das schmale Tor und kam auch unbeschadet hindurch.

Hinter dem Tor erwartete mich eine völlig andere Welt. Zwar befand ich mich noch immer in dem Höhlenlabyrinth, aber das fließende Wasser mündete in einen See, wo es auch zur Ruhe kam.

Meine Augen wurden groß, als ich die Szene in mich aufnahm. Ich sah nicht nur den See, sondern auch die Insel darauf. Sie war nicht groß, bestand aus Fels und hatte vielleicht einen Durchmesser von drei Yards.

Auf ihr stand ein Stein. In ihm steckten fast bis zum Heft zwei grünlich schimmernde Schwerter.

Die Lichtschwerter?

Das mußten sie sein, von denen Myxin erzählt hatte, denn sie verbreiteten einen grünen hellen Schein.

Myxin und Kara sah ich auch.
Sie standen rechts und links neben dem Stein mit den beiden Schwertern. Nur konnten sie sich nicht rühren, denn dafür sorgten die zahlreichen Schlangen, die sich um ihre Körper gewunden hatten…

***

In gewissen Wiener Kreisen war Franz Jochem ein Begriff. Die Unterwelt nannte ihn nur den Blitz, denn er tauchte blitzschnell auf und schlug ebenso schnell zu.
Nur durfte man das mit dem Zuschlagen nicht so wörtlich nehmen, denn Franz Jochem hatte noch nie einen Menschen getötet. Er liebte die Lautlosigkeit, war völlig unauffällig, aber der beste Hoteldieb, den die Stadt an der Donau aufzuweisen hatte.
Franz kannte die großen Hotels. Er wußte, wie es im Sacher oder Imperial aussah. Er kannte das Hilton, das Interconti oder das Prinz-Eugen-Hotel. Und da er zudem noch ein Meister der Maske war, wurde er von den anderen selbst nicht erkannt.
An diesem Tag hatte er sich das Hilton vorgenommen. Der riesige Kasten stand am Stadtpark, besaß eine Direktverbindung zur Schnellbahn und in seiner Ladenstraße zahlreiche Geschäfte, so daß sich oft Fremde in die große Hotelhalle verirrten, ohne daß sie dem Personal auffielen.
Auch der hochgewachsene Mann mit den grauen Haaren und dem gut sitzenden Smoking fiel nicht auf. Die Perücke saß perfekt. Die braune Schminke ließ Franz Jochem wie einen Südländer aussehen, und in seiner eleganten Kleidung fiel er nicht auf, liefen doch zahlreiche Gäste in Abendgarderobe umher, denn Wien bereitete sich auf eine festliche Operpremiere vor.
Man saß in der Halle, nahm noch einen kühlen Drink, sprach miteinander und wartete auf die Taxis.
Franz bewegte sich mit der lässigen Eleganz eines Weltmannes. Eine Hand hielt er in der linken Smokingtasche versenkt, zwischen Zeige- und Mittelfinger der anderen brannte eine Zigarette. Begehrlich glitten seine Blicke über die schmuckbehängten Hälse der Damen. Was da an Brillanten und Gold funkelte, das war schon ein Vermögen wert. Aus Erfahrung wußte der schnelle Franz, daß die Damen immer viel Schmuck mitbrachten und sich zumeist erst kurz vor Beginn des Weggehens entschieden, was sie überhaupt umlegten. Dann blieben noch zahlreiche Klunkerchen in den Zimmern zurück, weil die Frauen einfach zu faul waren, die wertvollen Gegenstände im Hotelsafe zu deponieren.
An einem solchen Abend fand Franz Jochem wieder reiche Beute. Danach konnte er sich für drei Monate an die Riviera absetzen, in Ruhe die Sonne auf den Bauch scheinen lassen und neue Opfer

aussuchen.

Er schlenderte zu den Lifts.

Zwei Damen begegneten ihm, bei deren Anblick sein Blut anfing zu prickeln.

Aber nicht weil ihn die beiden sexuell erregt hätten, sondern wegen des Schmucks, mit dem sie behängt waren. Da kam schon einiges zusammen. Der Sprache nach waren sie Amerikanerinnen, und was da um faltige Hälse lag, funkelte und gleißte in einem kalten Feuer, das den Dieb jedoch sehr erhitzte.

Galant trat er zur Seite und verbeugte sich. Die Damen quittierten es mit einem Lächeln, das bei den grell geschminkten Lippen irgendwie verzerrt wirkte.

Die alten Puten müßte man erleichtern, dachte Franz und blieb vor einem der Expreßlifts stehen.

Er war wenige Sekunden später allein in der Kabine, die ihn zum achten Stock hochschoß. Dort stieg er aus und blieb für einen Moment auf dem langen Gang stehen.

Gedämpfte Beleuchtung, ein dicker Teppich, Türen aus Mahagoni, die gediegene Eleganz des Luxushotels nahm ihn nicht gefangen. Franz dachte vielmehr an seinen Informanten, der ihm diese Etage empfohlen hatte. Willi Pfenghansl, so hieß der Boy, arbeitete in der Zimmerreservierung und bekam seinen Teil jedesmal ab. Zwei Jahre klappte die Zusammenarbeit schon ausgezeichnet. Jochem sah nicht ein, weshalb sie gestört werden sollte.

Er schlenderte durch den leeren Gang. Hier waren die Amerikaner untergebracht, die allesamt eine Europatournee unternahmen, wobei sie für drei Tage in Wien blieben.

Franz Jochem ging bis zur letzten Tür durch und holte sein Besteck hervor.

Er, der einmal in seiner Jugend eine Lehre als Feinmechaniker abgeschlossen hatte, stellte seine Instrumente immer selbst her. Es gab in ganz Wien kein Türschloß, das ihm widerstanden hätte, und auch für das Hilton hatte er seine speziellen Schlüssel und Dietrichs.

Kurz schaute er sich das Schloß an. Ein Lächeln huschte über sein Gesicht, als er erkannte, daß es noch immer das gleiche war wie beim letztenmal.

Kein Problem.

Fünf Sekunden brauchte er, dann hatte er das Schloß offen, drückte die Tür auf und stand im Zimmer.

Ein kurzer Rundblick.

Eingerichtet war der Raum wie immer. Das Bett, der kleine Schreibtisch, die Einbauschränke, die Hausbar und das TV-Gerät.

Rasch und routiniert durchsuchte der Dieb das Zimmer. Er fand nichts. Kein Geld, keinen Schmuck.

Hart preßte er die Lippen zusammen, denn der Ärger stieg in ihm hoch. Das fing ja schon gut an. Das erste Zimmer direkt ein Fehlschlag, so etwas mochte er überhaupt nicht.

Blieb das Bad.

Die Tür war nur angelehnt. Auf den leichtesten Druck hin schwang sie nach innen.

Man roch es noch, daß jemand geduscht hatte. Zudem lag der leichte Geruch von rive gauche, einem exklusiven Parfüm, in der Luft. Das alles interessierte den Dieb. Wichtig für ihn war der kleine Schmuckkasten, der direkt neben einem Zahnbecher auf der Ablage stand. Der Kasten war offen.

Ein Blick genügte dem Fachmann. Die Perlenkette, die, in Samt gebettet, im Innern lag, war ein kleines Vermögen wert. Genau das richtige für den Anfang.

Franz Jochem streckte seinen rechten Arm aus, um die Kette hervorzuholen.

Die Bewegung, die er durch einen zufälligen Blick in den Spiegel wahrnahm, warnte ihn zu spät. Da stand der Hoteldetektiv bereits im Bad.

Jochem kannte ihn. Fred Hoppitzan war ein harter Bursche, der sich auf keinerlei Diskussionen einließ. Er hatte mal bei der Polizei gearbeitet und war dann abgeworben worden. Den konnte man zu nichts überreden.

Fred grinste impertinent. »Sieh an, der Blitz«, sagte er, und sein Grinsen wurde noch breiter. »Ich ahnte doch, daß man dich zu dieser Zeit hier sieht.«

Jochem hob die Hand. »Hallo, Fred«, sagte er.

Gelassen zog Hoppitzan eine Pistole aus der Jackentasche. Es war ein flaches Modell. Jochem kannte die Marke nicht, aber die Kugel würde ebenso tödlich sein, wie aus einem schweren Revolver, wenn sie ihn aus kurzer Distanz traf.

»Das ist dann wohl das vorläufige Ende deiner Laufbahn«, meinte der Hoteldetektiv und grinste weiter. Er hatte seinen Erfolg, denn Jochem war ihm dreimal durch die Lappen gegangen.

»Und was wirfst du mir vor?« fragte der Dieb.

»Klauen, Diebstahl.«

»Habe ich etwas genommen?«

»Du wolltest!«

»Nein, ich wollte mir die Kette nur einmal ansehen. Mehr nicht. Du kannst mich durchsuchen, du wirst nichts bei mir finden. Pech, mein Lieber.«

»Das alles kannst du der Polizei erzählen. Sie wird dich aus dem Verkehr ziehen.«

Franz Jochem verzog das Gesicht. Das Wort Polizei schmeckte ihm

überhaupt nicht. Er haßte nichts so sehr wie vergitterte Fenster. Da konnte er als Dieb auch nicht raus.

»Wir könnten das Problem ja noch einmal durchdiskutieren«, schlug er deshalb vor.

»Nichts wird diskutiert. Hier machen wir genau das, was ich will«, erwiderte Fred.

»Wenn das so ist.« Der Dieb hob die Schultern.

»Genau, so ist es. Und jetzt mach kein Theater und komm mit.«

Franz Jochem nickte. Tief atmete er ein. Er wollte sich in Bewegung setzen, als es geschah. Plötzlich drehte sich alles vor seinen Augen. Das Bad, der Detektiv, alles verschwamm, wurde zu einer grauen Masse, die sich in einem furiosen Wirbel kreiste. Gleichzeitig waren auch die fremden Gedanken da, die in das Hirn des Diebs strömten.

Er selbst dachte noch: es geht wieder los, dann sank er langsam in die Knie.

Er merkte nicht mehr, wie Fred Hoppitzan sich über ihn beugte, denn eine andere Welt hatte ihn gefangengenommen. Eine Welt, die nicht mit den normalen Maßstäben zu messen war, sondern die in einer anderen Zeit, in einer anderen Dimension lag.

Jochems Geist ging auf eine große Wanderschaft, so daß die Gegenwart für ihn plötzlich ausgeschaltet war. Die Sphäre des Schreckens breitete ihren Mantel über ihn aus und erdrückte ihn fast.

Franz Jochem sah einen fremden Körper, eine andere Gestalt. Und doch wußte er, daß er die Gestalt war.

Er war ein schwarzer Engel!

Dunkel gekleidet. Ein enges Trikot umspannte seinen Körper, ein Gesicht, das keines war, sondern nur ein Schatten und eine seltsame Waffe, die er in der rechten Hand hielt.

Das grüne Schwert!

Wie ein langer Kristall sah die Schneide aus, die vorn spitz zulief wie bei einem normalen Schwert und wo sich in der Breitseite der Klinge das Licht brach, so daß blitzende Reflexe über das kaum zu erkennende Gesicht des schwarzen Engels glitten.

Und er flog.

Mit einer spielerischen Leichtigkeit glitt er durch die Lüfte. Obwohl er keine Flügel besaß, schien ihn der Aufwind zu tragen und wie auf unsichtbaren Schwingen über das Land hinwegzuheben.

Der echte Franz Jochem aber lag auf dem Boden vor der Wanne, hielt die Augen geschlossen, und sein Gesicht wurde immer bleicher. So bleich, daß sogar die Adern hervortraten und kleine Schweißtropfen wie die Perlen einer Schnur auf seinem Gesicht glänzten.

Fred Hoppitzan, der Hoteldetektiv, bekam es mit der Angst zu tun. Er hatte erst wegrennen wollten, um Hilfe zu holen, denn so gut konnte kein Mensch schauspielern, doch nun sah er das Gesicht mit der

durchscheinenden Haut, und ihm wurde angst und bange. Dieser Mann hatte wirklich etwas, er durfte ihn jetzt nicht allein lassen, denn bis Hilfe kam, konnte er tot sein.

Hoppitzan kannte sich in Erster Hilfe aus. Er hatte mehrere Kurse belegt, fühlte nach Puls- und Herzschlag und konzentrierte sich.

Er spürte den Schlag.

Aber nur schwach – sehr schwach…

Und er wurde noch schwächer.

»Verdammt«, flüsterte der Detektiv, »das gibt es doch nicht. Das ist irre, Wahnsinn.« Er schluckte ein paarmal. »Mensch, mach keinen Mist, Franz.«

Jochem hörte ihn nicht. Sein Geist schwebte weiter in unendlichen Fernen und Sphären, war zu einem anderen geworden, zu einem schwarzen Engel mit dem gläsernen Schwert.

Hoppitzan aber sprang auf. Er mußte jetzt Hilfe holen. Hier konnte nur noch ein Fachmann etwas machen. Ein Hotel wie das Hilton hatte natürlich einen Arzt angestellt, der immer abrufbereit war. Hoppitzan rief die Nummer des Mannes an.

Inzwischen erlebte der Geist des Franz Jochem ein völlig anderes Abenteuer.

Er schwebte als schwarzer Engel über eine düstere, zerklüftete Landschaft hinweg, wo es keine Sonne gab, wo Tag und Nacht sich nicht abwechselten, sondern die Zeit in einem ewigen Einerlei verging. Grau in Grau, ein Himmel ohne Sonne, Mond und Sterne, nur hin und wieder brannten weit verteilt auf dem Boden einige Feuer. Schwache, rötlichgelbe Stellen, sich wie Augen aus der Düsternis der Steinebene abhebend.

Und der schwarze Engel flog weiter. Er glitt tiefer in das unheimliche Land hinein, ein Rastloser, ein Suchender, der sein Ziel unbedingt finden wollte.

Kahle, zerklüftete Berge, deren hohe Felsen eine Wand bildeten, tauchten in der Ferne auf. Sie wirkten wie ein unüberwindliches Hindernis, das aus der kahlen Steppe wuchs.

Der schwarze Engel schwebte lautlos durch die Lüfte. Kein Wind rührte sich.

Der Staub auf der Ebene blieb unberührt und wurde nie hochgewirbelt.

Er flog den Bergen zu.

Schon waren sie besser zu erkennen. Wie gewaltige Fühler griffen sie in die Höhe, als wollten sie am ewigen Grau des Himmels kratzen.

Und dann sah er den Punkt.

Er war nur winzig, und er schwebte hoch über den Bergen, wobei er das entgegengesetzte Ziel hatte, als der erste schwarze Engel. Es war klar, irgendwann würden die beiden sich treffen!

Sie sahen sich.
Und sie waren identisch.
Und der andere schwarze Engel trug das grüne Schwert, diese lange Kristallklinge, die ebenso funkelte wie die Waffe des ersten schwarzen Engels.
Ihr Kurs war klar. Er führte sie genau aufeinander zu, wie von Radarstrahlen geleitet.
Nur noch wenige Meter, dann mußten sie aufeinandertreffen. Beide hoben ihre Schwerter, und es sah in diesem Moment so aus, als wären sie Feinde, die sich gegenseitig umbringen wollten. Nur noch eine winzige Distanz, dann…
Zwei grelle Blitze!
Aus dem Nichts entstanden, aber mit einer fantastischen Treffsicherheit versehen. Die Blitze rasten in die Körper der schwarzen Engel hinein, bohrten sich hindurch, und plötzlich waren die Körper verschwunden.
Es gab keine schwarzen Engel mehr.
Leer zeigte sich der Himmel!
Der Flug der Engel, alles nur ein Traum, eine Einbildung, eine Halluzination.
Aber war es dies wirklich?
In Wien hatte der Hoteldetektiv Hoppitzan inzwischen den diensthabenden Arzt nach einigen Schwierigkeiten ans Telefon bekommen und alarmiert. Der Doktor versprach sofort zu kommen.
Beruhigt legte Hoppitzan auf. Als er auf den Hörer schaute, sah er, daß seine Hand dunkle Schweißflecken auf dem Kunststoff hinterlassen hatte.
Auch er war nervös, verdammt unruhig sogar. Wenn dieser Franz Jochem starb, dann sah es übel aus. Das gab Ärger. Die ehemaligen Kollegen würden Nachforschungen anstellen, und es würde ihm schwerfallen, es den Leuten begreiflich zu machen, daß er mit der Sache nichts zu tun hatte.
Er schluckte hart und traute sich erst gar nicht in das Bad hinein. Vielleicht war Franz schon tot. In diesen Augenblicken wünschte sich der Hoteldetektiv Hoppitzan inniglich, alles rückgängig machen zu können. Am liebsten hätte er den anderen gar nicht gestellt.
Der Zusammenbruch des Diebs war für ihn grauenhaft geworden. Dick lag der Schweiß auf seiner Stirn. Er wischte ihn weg, als er vor der Tür stehenblieb.
Er hatte sie nicht ganz ins Schloß gedrückt und zögerte immer noch, sie zu öffnen. Das Wissen, unter Umständen einem Toten gegenüberzustehen, machte ihn überängstlich.
Hoppitzan faßte sich ein Herz, griff nach dem Knauf und zog die Tür auf.

Automatisch fiel sein Blick zu Boden, wo der Tote lag oder liegen mußte, aber da war nichts.
Franz Jochem war verschwunden!
Zwei Sekunden starrte Hoppitzan auf die Fliesen, deren Muster vor seinen Augen verschwamm, weil sich plötzlich alles um ihn herum drehte.
Wo war die Leiche?
Die konnte doch nicht verschwunden sein. Oder hatte sich Jochem wieder so gut erholt, daß er auf eigenen Beinen das Hotel verlassen konnte. Traf dies zu, dann hätte er auch durch das Zimmer zur Tür gehen müssen und wäre unweigerlich gesehen worden.
Hoppitzan betrat das Bad. Hinter der Tür existierte ein toter Winkel.
Und dort stand Franz Jochem!
Hoppitzan sah ihn im Spiegel, vielmehr eine Gestalt, und er zuckte zusammen.
Blitzschnell drehte er sich.
Automatisch öffnete sich sein Mund zu einem Schrei, doch der blieb auf halbem Wege stecken, denn Jochem oder der Fremde streckte seinen rechten Arm aus, und die Spitze eines grünen Stabes zitterte dicht vor der Kehle des Mannes.
Stocksteif blieb der Detektiv stehen. Seine Augen wurden groß und immer größer, denn die Gestalt vor ihm hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit Franz Jochem.
Sie war eine andere!
Jede Einzelheit saugte der Detektiv in sich auf. Er sah einen schwarzen, wie verbrannt wirkenden Menschen, der kein Gesicht hatte und eingezwängt in ein enges Trikot zu sein schien.
Und er hielt diesen grünen Stab in der Hand.
»Wer… wer sind Sie?« keuchte Hoppitzan, der sich endlich ein Herz gefaßt hatte.
Er hörte das leise Lachen, und er vernahm die Stimme des Mannes. Da wußte er Bescheid.
Dieser Fremde – das war Franz Jochem!
»Erkennst du mich wirklich nicht?« höhnte der Dieb.
Da nickte der Detektiv.
»Wolltest du mich nicht der Polizei zuführen, Hoppitzan?«
»Ich… ich…«
»Jetzt hast du Angst«, unterbrach der andere ihn. »Jetzt hast du eine verdammte Angst, aber das kann ich verstehen, denn du mußt auch Angst haben. Das werde ich dir gleich beweisen, mein Lieber.«
Es waren die letzten Worte, die der Hoteldetektiv Hoppitzan in seinem Leben vernahm, denn der schwarze Engel stieß zu.
Die Spitze des Stabes berührte den Hals des Mannes. Sie bohrte sich nicht durch das Fleisch, nein, aber die eine knappe Berührung, die

reichte bereits.

Hoppitzan kam nicht einmal mehr dazu, einen Schrei auszustoßen. Er fühlte die Kälte, die die Berührung an seinem Hals auslöste, und sich dann in eine mörderische Hitze verwandelte, wobei sie ihn regelrecht verbrannte.

Hoppitzan verging!

Innerhalb von Sekunden lief dieser schreckliche Vorgang ab. Zuerst hüllte ihn ein Feuer ein, das seine Kleidung wegschmolz und auch die Haut verbrannte.

Stehend schrumpfte der Mann zusammen. Dann kippte er um.

Eine schwarze, mumienhafte Gestalt, die vor der großen Badewanne liegenblieb. Es war kaum zu fassen, daß dies noch vor wenigen Sekunden ein Mensch gewesen war.

Der schwarze Engel hatte zugeschlagen!

Er war zurückgekehrt in eine Welt, in die er überhaupt nicht hineinpaßte, und er würde den Kampf fortsetzen, das war sicher. Ohne noch der mumifizierten Leiche einen Blick zuzuwenden, drehte sich der schwarze Engel um und verschwand.

Er verließ das Bad, betrat den Wohnraum und stutzte, denn er hatte ein Geräusch an der Tür gehört.

Jemand kam.

Es war der Arzt, der soeben die Tür aufstieß und das Hotelzimmer betrat.

Der Doktor stand selbst unter Streß, denn bei dem heißen, schwülen Wetter, das wie eine Glocke über Wien lag, waren einige Menschen schlichtweg zusammengebrochen. Er wußte nicht, wo er zuerst anfangen sollte.

Als er das Zimmer betrat, blieb er, wie vor eine Wand gelaufen, stehen, denn der schwarze Engel starrte ihn an.

»Wer… wer sind Sie denn?« bekam er noch heraus, als der schwarze Engel reagierte.

Sein Schwert zuckte vor. Und wieder war es die Stelle am Hals, die von der Spitze nur berührt wurde.

Den Arzt hob es auf die Zehenspitzen. Er riß seinen Mund auf, die Zunge quoll hervor, ein letztes Röcheln, dann sackte er langsam in die Knie.

Während er noch fiel, umtanzte ihn wieder das kalte Feuer und verbrannte seine Haut.

Als Mumie kippte er zu Boden, wo er tot liegenblieb.

Der schwarze Engel hatte seinen zweiten Mord innerhalb weniger Minuten hinter sich gebracht.

Er gönnte auch dieser Leiche keinen Blick mehr, sondern drehte sich um.

Drei Schritte benötigte er, um das Fenster zu erreichen. Dann stieß er

sich ab.

Die Doppelscheibe zerplatzte mit einem lauten Knall, als der schwarze Engel sie zerstörte. Splitter flogen nach draußen, wo sie an der Fassade entlang zu Boden fielen.

Dann war es vorbei.

Der schwarze Engel verschwand in der einbrechenden Dunkelheit und hinterließ der Polizei als Erbe zwei Tote.

Dieser Fall sollte niemals geklärt werden. Unerledigt kam er zu den Akten.

***

Es war wirklich ein Bild, das mich schockte. Da standen meine beiden Freunde und konnten sich nicht rühren, weil Schlangen ihnen den Leib zusammenpreßten.

Bis zum Hals hatten sie sich um Kara und Myxin gewunden, aber nicht zugedrückt, so daß beide noch lebten.

Ich sah es an ihren Augen, deren Blicke starr auf mich gerichtet waren.

Mein Herzschlag hatte sich beschleunigt, denn ich wußte nicht, was ich machen sollte. Ein Sprung auf die Insel, okay, das war zu schaffen, aber dann hatte ich Myxin und Kara noch nicht aus ihrer gefährlichen Situation befreit.

Wenn ich mich bewegte, würden auch sicherlich die Schlangen reagieren und zudrücken. Der Tod der beiden wäre sicher gewesen.

»Könnt ihr reden?« fragte ich.

»Ja«, antwortete Myxin.

»Was soll ich tun?«

»Du bist am Ziel, John Sinclair. Die grünen Schwerter sind von dir erreicht worden.«

»Und?«

»Nimm sie.«

»Und dann?«

»Nimm sie, bevor es zu spät ist.«

»Aber was ist mit euch?«

»Das darf dich im Augenblick nicht kümmern. Diese grünen Lichtschwerter sind zu gefährlich. In ihnen steckt die Kraft einer grausamen atlantischen Magie. Glaube es mir, John. Du mußt sie an dich nehmen, denn die schwarzen Engel sind bereits unterwegs, um sie in ihre Gewalt zu bringen.«

Da war es wieder.

Atlantis!

Seit geraumer Zeit spielte dieser versunkene Kontinent eine immer größere Rolle bei meinen Abenteuern. Ich hatte Chiimal erlebt, den Giganten von Atlantis, ich kannte den Eisernen Engel, ich wußte um

die ungeheure Katastrophe, von der dieser Kontinent heimgesucht worden war – und jetzt wieder.

Die schwarzen Engel hatte Myxin erwähnt. Sie mußten meine Feinde sein und standen nicht auf der Seite des Eisernen Engels, wobei ich überlegte, welche Rolle sie spielten. Doch das war im Augenblick egal. Wenn Myxin sagte, daß ich die Schwerter aus dem Fels ziehen sollte, dann mußte ich es tun.

Auch wenn die fliegenden Schlangen da waren, denn sie konnte ich mir gut als Hüter dieser Schwerter vorstellen.

»Bitte, John!«

Ich schaute zu Kara.

Und ich sah die Angst auf ihrem Gesicht. Die Schöne aus dem Totenreich hatte tatsächlich Angst, ein Gefühl, das ich bei ihr überhaupt nicht kannte.

Demnach mußte es wirklich um sehr schwerwiegende Dinge gehen.

Ich maß die Entfernung ab.

Die kleine Insel inmitten des Sees war mit einem Sprung zu erreichen. Kein Problem.

Aber dazwischen befanden sich die fliegenden Schlangen. Für sie würde es ein leichtes sein, aus dem Wasser zu schnellen, wenn ich mich in der Luft befand.

Keine guten Aussichten.

Ich stieß mich ab.

Die Beretta hielt ich dabei fest, aber ich brauchte nicht zu schießen, denn ich kam glatt und sicher auf der kleinen Insel inmitten des Sees an.

»Jetzt nimm die Schwerter«, sagte Myxin. Seine Stimme klang gepreßt, die Schlangen drückten stärker zu.

Wollten sie ihn töten?

»Nimm sie, John!« Der kleine Magier schrie. Er wankte auch. Sein Gesicht nahm eine andere Farbe an, das sah ich selbst in dem schwachen grünlichen Licht.

Nein, ich mußte erst ihn retten. Er war wichtiger, als die verdammten Schwerter.

Die Schlangen waren schwarzmagischen Ursprungs, und ich hielt ihnen eine starke Waffe der Weißen Magie entgegen.

Mein Kreuz.

Blitzschnell hatte ich es in der Hand und preßte es gegen die Schlangenkörper, die den kleinen Magier umwickelt hielten.

Wie Stromstöße trafen mich die Schläge und schleuderten mich zurück. Die Schlangen zuckten. Sei peitschten, denn sie hatten unter der Berührung stark zu leiden.

Myxin konnte sich nicht mehr halten und fiel zu Boden, während die Schlangen sich auflösten und ich Karas Schreie hörte. So schnell wie

möglich eilte ich auf sie zu und fuhr mit dem geweihten Kreuz von oben nach unten über die Leiber, wobei mein silberner Talisman eine sprühende Spur hinterließ.

Kara torkelte.

Aber sie war befreit, denn die Schlangen lagen zuckend und sich windend auf dem felsigen Boden.

Auch Myxin ging es besser, und ich fand nun die Zeit, die beiden Schwerter aus dem Stein zu ziehen.

Waffen aus Kristall!

So etwas hatte ich auch noch nicht gesehen. Welch eine Macht mochte in ihnen stecken.

»Schnell, John!« krächzte der kleine Magier. »Beeil dich. Du kommst zu spät.«

Ich verstand die Reaktion des Freundes nicht. Was hatte er nur? Die Schlangen verhielten sich ruhig, schwammen um die kleine Insel herum, die anderen hatte ich erledigt. Jetzt würde es mir keine Mühe mehr bereiten, die Schwerter aus dem Felsen zu ziehen.

Noch ein Schritt trennte mich von meinem Ziel. Die letzte Entfernung schaffte ich nicht mehr, denn ich mußte einsehen, daß ich mich vertan hatte.

Myxin hatte mit seinem Drängen und seinen Warnungen recht gehabt.

Der Vorgang wurde mir buchstäblich aus den Händen gerissen. Als ich mit allen zehn Fingern nach den beiden Waffen greifen wollte, da verschwanden die Schwerter plötzlich vor meinen Augen. Ich sah noch ein letztes, grünes Flimmern – aus.

Meine Hände griffen ins Leere!

Aus…

Für einen Augenblick stand ich still. Ich konnte mich nicht mehr rühren, es war wohl der Schock der Enttäuschung, dann vernahm ich Myxins Stöhnen und wandte den Kopf.

Der kleine Magier saß am Boden. »Zu spät«, sagte er mit dumpfer Stimme.

»Wir sind zu spät gekommen…«

»Hätte ich dich sterben lassen sollen?«

Myxin hob die Schultern. Er stand auf und ging zu Kara, der er ebenfalls auf die Füße half. »Es hat keinen Sinn, sich jetzt Vorwürfe zu machen, John. Was geschehen ist, können wir beide nicht mehr rückgängig machen. Es tut mir leid.«

»Was ist denn so schlimm?« wollte ich wissen, wobei ich die Lampe einschaltete, denn mit dem Verschwinden der Schwerter war es wieder dunkel geworden.

»Ich wollte versuchen, die Rückkehr der schwarzen Engel zu verhindern«, erklärte mir Myxin, »das ist mir leider nicht gelungen.«

»Aber stehen sie nicht auf unserer Seite?« fragte ich. »Haben sie nicht mit dem eisernen Engel Seite an Seite gestritten?«

»Ja und nein.«

»Das verstehe, wer will.« Langsam wurde ich ungeduldig.

Da mischte sich Kara ein. Ihr Atem ging noch immer schwer. Deutlich zeichnete sich das Heben und Senken ihrer Brust unter dem Stoff des violetten Kleides ab. »Sie sind abtrünnig geworden, John, das ist es. Und sie haben die Zeiten überdauert. Das eigentlich hätten wir dir sagen sollen.«

»Der Meinung bin ich auch.«

»Wir müssen demnach den Tatsachen ins Auge sehen und versuchen, sie zu stellen«, erklärte Myxin.

»Was haben sie vor?«

Der kleine Magier schaute mich an. »Das weiß ich auch nicht, John. Vielleicht werden sie sich Asmodina anschließen, wer weiß das schon. Sie würden gut in die Reihen ihrer Todesengel oder sogar als deren Anführer passen.«

Ich nickte. »Gut, wenn das *so* ist, müssen wir es verhindern, aber nicht hier in der Höhle.«

»Ja, laßt uns so schnell wie möglich gehen.« Myxin schaute auf die Wasseroberfläche. Dort huschten noch immer die Schlangen um die Insel herum, aber sie verhielten sich friedlich, griffen uns nicht an, denn sie hatten nichts mehr, was sie bewachen mußten. Die Kristall-Schwerter waren verschwunden und in die Hände der rechtmäßigen Besitzer übergewechselt.

Davon jedenfalls gingen wir aus.

Ich nickte Myxin und Kara zu. »Kommt, laßt uns gehen. Diese Höhle ist mir zu ungastlich.«

Myxin wollte noch eine Bemerkung loswerden. »Wie heißt das Sprichwort mit dem Krug noch bei euch?«

»Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht.«

»Genau, John. Jetzt ist er zerbrochen.«

Selten hatte ich den kleinen Magier so pessimistisch erlebt.

***

Seit zehn Jahren hatte sich Stuart Walsh der Politik verschrieben. Mit Fleiß, Energie und Ehrgeiz hatte er es tatsächlich geschafft, bis ins Unterhaus zu kommen. Und das war schon was, denn in der Regierung mitzumischen, das schaffte nicht jeder. Wobei Stuart Walsh erst 37 war.

Klar, daß er bei seiner politischen Karriere auf irgend etwas verzichten mußte.

Das war die Ehe!

Aber Walsh gehörte zu den Männern, die einer Ehe beileibe nicht

nachtrauerten. Es gab eben zu viele Frauen, die ihm gefielen, und da er ein sehr guter Redner war, machten die Mädchen nie große Schwierigkeiten, wenn er sie in sein kleines Apartment nahe dem Hyde Park abschleppte.

So auch die schwarze Linda.

Stuart hatte die frisch geschiedene Sekretärin während einer Feier aufgegabelt. Sie arbeitete im Außenministerium und war scharf auf Männer.

Genau das richtige für Stuart.

Schon am zweiten Abend führte Stuart die schwarze Linda in seine Wohnung.

Als das Girl inmitten des Zimmers stehenblieb und sich drehte, nickte es.

»Was ist?« fragte Stuart.

Sie deutete auf die Graphiken an den Wänden. »Hübsch hast du es hier, mein Lieber.«

»Aber erst seit du hier bist.«

Linda lachte silberhell und spöttisch zugleich. »Wie vielen Frauen hast du das schon erzählt, mein Lieber?«

»Nur dir.«

»Du lügst fantastisch, mein kleiner Politiker.« Sie preßte sich an ihn und küßte ihn schnell auf den Mund.

Stuart spürte, daß sie unter dem dünnen Kleiderstoff nur ihre Haut trug. Bei der Figur hatte sie wirklich keinen BH nötig. Sie hatte ihr Hemdblusenkleid so weit aufgeknöpft, daß es schon fast jungendgefährdend war. Und so waren die beiden dann durch die Stadt gegangen, von manch neidischem Männerauge verfolgt.

Linda deutete auf das Bett. »Essen wir erst oder machen wir es uns gleich bequem?«

»Ich könnte eine Dusche vertragen.«

Linda nickte. »Dito.«

»Wer zuerst?«

»Ich«, sagte Linda schnell und verschwand durch die schmale Tür zur Dusche.

Stuart wollte ihr erst nach, doch ein plötzlich auftretendes Schwindelgefühl zwang ihn, sich hinzusetzen. Er ließ sich auf die Kante des französischen Betts fallen, wobei er die rote Überdecke zusammendrückte.

Die Kopfschmerzen trafen ihn plötzlich und auch völlig unvorbereitet. Er stöhnte auf. Nur im Unterbewußtsein hörte er das Rauschen der Dusche. Der Politiker legte sich nach hinten und preßte beide Hände gegen sein Gesicht.

Hinter seiner Stirn hämmerte und tuckerte es, gleichzeitig fühlte er ein Ziehen in den Gliedern, und dann drückte langsam die Müdigkeit

hoch.

Dieses matte Gefühl, das nicht nur seine Glieder schwer werden ließ, sondern auch seinen Willen ausschaltete, hatte ihn schon zweimal zuvor heimgesucht.

Stuart Walsh war nicht mehr derselbe. Er glaubte, daß etwas anderes von ihm Besitz ergriff. Etwas unglaublich Starkes, Fremdes, Grausames.

Ausgerechnet jetzt, wo er Besuch hatte, denn sonst war es ihm nur passiert, als er allein war.

Diesen verdammten Schwindel konnte er auf keinen Fall gebrauchen.

Schließlich erwartete Linda etwas von ihm. Stuart Walsh lag noch immer auf dem Bett. Er war einfach nicht in der Lage, sich zu erheben. Weit hielt er die Augen geöffnet und sah über sich die breite, viereckige Deckenleuchte mit dem silbernen Metallrahmen. Auch ihre Konturen verschwammen, liefen seltsam auseinander, und Stuart fühlte genau, wie das Fremde von ihm Besitz ergriff.

Diesmal stärker als zuvor. Sogar ungeheuer stark, daß es seinen eigenen Willen völlig ausschaltete.

Das hatte er noch nie erlebt.

Nein, so etwas durfte es nicht geben. Er war doch Stuart Walsh, der Politiker, der…

Seine letzte Gedankenkette riß. Plötzlich fühlte er sich frei und irgendwie beschwingt, als würde er durch die Lüfte schweben.

Durch die Lüfte?

In der Tat schwebte er. Wobei er im Körper eines anderen steckte. Unter sich sah er ein düsteres, geheimnisvolles Land, dunkel, drohend, und er hielt plötzlich ein Schwert in der Hand, von dem er nicht wußte, woher es gekommen war. Doch er spürte, daß er mit diesem Schwert umgehen konnte, daß die lange glasähnliche Klinge nur für ihn allein geschmiedet worden war.

Und er flog und flog…

Unendlich die Weite des Landes unter ihm. Dann ein Gebirge, noch im Dunst liegend, weil es zu weit entfernt war, aber er flog in gerader Linie darauf zu, weil ihn das Gebirge mit seinen kantigen Felsen und Graten lockte und auch grüßte.

Stuart sah noch mehr. Ein zweiter Engel schwebte auf ihn zu. Dieser sah ebenso aus wie er. Ein Ebenbild von ihm, und beide hatten sie dasselbe Ziel.

Inzwischen stand die schöne Linda in der Duschwanne und genoß es, als die harten Strahlen auf ihren Körper prasselten. Sie gab sich dem Gefühl völlig hin und schaute auch zu, wie die langen Schaumstreifen über ihren Körper flossen.

Linda dachte an ihren neuen Bekannten. Er war zwar kein besonders schöner Mensch und auf irgendeine Weise auch ein wenig konservativ,

aber er kannte Gott und die Welt, vor allen Dingen Mitglieder der Regierung, und da erfuhr man so manches. Vielleicht konnte sie ihn auch als eine Art Sprungbrett benutzen, um in noch höhere Kreise zu gelangen. Sie war dafür bereit, das beste zu geben, was sie besaß: ihren Körper.

Das Girl legte den Kopf in den Nacken und hielt ihr Gesicht den Strahlen entgegen. Es tat gut, das Wasser zu spüren, und sie war gespannt, was die nächsten Minuten brachten.

Sie stellte die Dusche ab.

Dampf wölkte durch das Bad. Der Spiegel war ebenso beschlagen wie die Wände, wo die Flüssigkeit schon in langen Tropfenbahnen herabrann und auf dem Boden kleine Lachen bildete.

Linda stieg aus der Dusche. Sie nahm die Badekappe ab und schüttelte ihre Haarpracht aus. Nur an den Spitzen waren die Haare ein wenig feucht geworden.

Das Badetuch lag bereit. Es war grün und leider nicht so flauschig, wie Linda es gern gehabt hätte. Dafür gehörte es eben einem Mann. Sie schwang es sich um den Körper und knotete es über der Brust zusammen, wobei das untere Ende bis zu ihren Schenkeln reichte.

So verließ sie das Bad. Linda mußte erst durch die kleine Diele gehen, um in das Wohnzimmer zu gelangen. Im Spiegel prüfte sie ihr Lächeln und fand es verführerisch genug. Alles andere würde schon ihr hinreißender Körper besorgen.

Als sie die Tür aufstieß, erwartete sie von ihrem Liebhaber, daß er ihr im wahrsten Sinne des Worts in die Arme fliegen würde. Das passierte nicht.

Enttäuschung malte sich auf dem Gesicht der Frau ab. Wo steckte denn Stuart Walsh? Er schien auch nicht in der kleinen Küche zu sein, denn das Mädchen hörte keinerlei diesbezügliche Geräusche.

»Stuart?« rief Linda.

»Hier bin ich!«

Das Girl erschrak, als es die Antwort hörte. Stuart stand rechts von ihr, im toten Winkel der Tür. Sie hatte ihn nicht sehen können. Rasch drehte sie sich um.

Plötzlich glaubte sie, verrückt zu werden. Der Mann vor ihr, das war nicht Stuart Walsh, sondern ein anderer. Ein Gesichtsloser, der einen langen, gläsernen und grün schillernden Stab in der rechten Hand hielt, dessen oberes Ende auf Linda wies.

»Wer… wer sind Sie?« hauchte das Girl, und unwillkürlich drückte es das Badetuch fester vor die Brust.

»Kennst du mich nicht?«

»Aber du bist nicht Stuart.«

»Doch.«

»Nein.« Linda schüttelte den Kopf. »Ich höre zwar seine Stimme, aber

du bist es nicht. Was hast du mit Stuart gemacht? Sag es, verdammt. Los, rede!«

»Ich bin Stuart!«

»Nein!«

Die Antwort war ein Schrei und auch der letzte im Leben der schwarzhaarigen Linda, denn die Hand mit dem Schwert zuckte vor, und die Spitze berührte den Hals des Girls.

Es fuhr wie ein Stromstoß durch den Körper. Linda stellte sich auf die Zehenspitzen, verkrampfte, wollte schreien, brachte jedoch keinen Laut über ihre Lippen.

Sie schrumpfte zusammen, wurde schwarz und starb lautlos.

Der schwarze Engel aber nickte. Er nahm und konnte keine Rücksicht auf andere nehmen. Ihn interessierte keine Schönheit, es war ihm egal, ob er einen Mann oder eine Frau tötete. Er wollte nur die aus dem Weg räumen, die sich gegen ihn stellten oder ihn aufzuhalten versuchten. Das war alles.

Auch seine Wohnung war ihm egal geworden. Sie war für ihn nicht mehr als ein Fremdkörper. Mit ruhigen Schritten trat er ans Fenster und schaute nach draußen.

Da lag der Hyde Park. Immer hatte er diesen Blick genossen, jetzt war er ihm gleichgültig.

Er öffnete das Fenster, schwang sich auf die Brüstung, stieß sich ab und verschmolz mit der Dunkelheit.

Der zweite schwarze Engel entschwand in der lauen Sommernacht…

***

Die Sonne brannte wirklich mit einer nahezu erbarmungslosen Härte auf das Land nieder. Das merkte auch Suko, der zwischen den Felsen hockte und noch mehr von der Hitze mitbekam, weil das Gestein die heißen Wärmewellen wieder abstrahlte.

Südwestlich von Palermo steckte Suko in diesem wilden Bergland und behielt den Eingang der Höhle im Auge. Der Chinese war gewissermaßen als Rückendeckung aufgebaut worden und sollte John, Kara und Myxin vor bösen Überraschungen bewahren.

Bisher hatte sich nicht viel getan. Von seinem Platz aus hatte Suko einen fantastischen Blick hinunter in das Tal, das zum Westen hin von einer schier unüberwindlich erscheinenden Felswand begrenzt wurde, gegenüber jedoch ziemlich offen war. Da stieg das Gelände nur leicht an, und die Menschen aus dem Dorf hatte die von der Natur gegebene Formation dahin genutzt, daß sie versuchten, Wein anzubauen. Es wuchsen aber auch einige Zitronen- und Apfelsinenbäume, sowie Tomaten. Die Straße führte durch die Felder aus dem Tal. Sie war nur mehr eine staubige Piste, die sich, wenn es einmal regnete, in eine Schlammbahn verwandelte.

Doch an Regen war nicht zu denken. Fast senkrecht stand die Junisonne und brannte auf die braunen Felsen nieder.

Im Schatten der Felswand lag das Dorf. Es hieß Nareno. Ein kleines Nest mit armen Einwohnern, das Suko überhaupt nicht gesehen hatte, denn sie waren mit dem Leihfiat von Palermo direkt in die Berge gefahren. Auch Menschen sah der Chinese kaum. Niemand arbeitete in dieser Hitze auf den Feldern, die Einwohner hatten sich in ihre Häuser zurückgezogen, um wenigstens etwas Kühle mitzubekommen. Selbst die Steinbauten schienen unter der heißen Sonne noch mehr zusammenzukriechen, sie schmiegten und duckten sich an die Felswand, um darauf zu warten, daß die Sonne weiterwanderte. Nur einmal hatte Suko einen Mann gesehen. Er hockte auf dem Rücken eines Esels und ritt in die Felder.

Der Fiat stand zwischen den Felsen. Sein Inneres war sicherlich zu einem Brutofen geworden.

Nichts hatte sich bisher getan. Suko wurde ein wenig unruhig, denn seine Freunde waren schon ziemlich lange verschwunden. Am liebsten wäre er hinterhergegangen, aber er dachte an seine Aufgabe und wollte den Platz nicht verlassen.

Zwei Meter weiter lag der Eingang der Höhle. Der Weg dorthin führte steil bergab. Es war nur mehr ein sehr schmaler Pfad, den mannshohe Felsbrocken markierten. Suko hatte zweimal einen Blick in die Höhle geworfen und festgestellt, daß im Innern zwar keine Sonne brannte, aber die Schwüle und Feuchtigkeit war auch nicht gerade eine Erholung.

Der Chinese hatte sich so klein wie möglich gemacht und auch die schattigste Stelle ausgesucht. Es sah aus, als würde er schlafen, doch das war eine Täuschung, in Wirklichkeit war Suko hellwach. Er achtete auf jedes Geräusch, denn der Chinese besaß eine nahezu unwahrscheinliche Selbstdisziplin.

Einschlafen galt nicht. Dazu war der Fall viel zu rätselhaft und auch gar nicht faßbar.

Suko wußte ebensowenig wie John Sinclair, worum es eigentlich genau ging.

Myxin, der Magier, hatte es sehr eilig gehabt, nach Sizilien zu kommen, große Vorbereitungen hatte niemand von ihnen treffen können. Sie mußten sich mit den Tatsachen abfinden.

Es war still auf der halben Höhe des Berges. Auch der Wind wehte nicht, er schien buchstäblich eingeschlafen zu sein. Deshalb hörte Suko das Geräusch sofort.

Es war das Kollern eines Steins.

Schlagartig spannte der Chinese seinen Körper und setzte sich auf. Hatte ein Tier dieses Geräusch verursacht oder ein Mensch? Suko hatte niemand heraufkommen sehen, und so glaubte er eher an ein

Tier, das sich in der Nähe befand.

Wieder rollte ein Stein den Berg hinab. Aber diesmal nahm er noch ein anderes Geräusch wahr.

Schritte!

Genau, das waren Schritte in seiner unmittelbaren Nähe.

Suko richtete sich auf. Er konnte es nicht haben, wenn sich jemand anschlich.

Wenn es eben ging, wollte er der Mann sein, der die anderen überraschte.

Suko schaute nach vorn, wo der schmale Pfad in die Höhe führte und auf einem Plateau endete, das nicht mehr als eine kleine Felsplatte war.

Niemand war dort zu sehen, und trotzdem hatte der Chinese das Gefühl, beobachtet zu werden.

Er wollte nicht mehr länger an seinem Platz hockenbleiben, sondern ging vor.

Auf halber Strecke sah er den Mann. Er stand plötzlich auf der Felsplatte und schaute von seiner höheren Stellung auf den Chinesen herab.

Mein Freund blieb stehen. Jetzt erkannte er den Mann auch. Es war der, der zu den Feldern geritten war. Eine Gefahr bedeutete er nicht, dafür war er zu alt und ausgemergelt. Er trug eine alte Jacke und eine staubige Hose. Auf seinem Kopf saß eine Schirmmütze, die Haut war von der Sonne verbrannt, das Gesicht wurde von tiefen Falten zerschnitten, und die Lippen waren kaum zu sehen.

Schweigend schauten die beiden unterschiedlichen Männer sich an. Niemand sprach, und Suko konnte gar nicht den Anfang machen, auch wenn er gewollt hätte, denn er sprach kaum italienisch. Nur ein paar Worte, mehr nicht.

Er grüßte trotzdem.

Der Gruß kam nicht zurück, dafür hob der Mann den rechten Arm und ballte die Hände zur Faust. Es war eine Drohgebärde, die Suko genau verstand, und im nächsten Augenblick wurde er von einem Wortschwall überschüttet, von dem er nicht einmal einen Bruchteil verstand, so schnell redete der Mann.

Suko hob beide Hände. »Ist ja schon gut«, sagte er und versuchte ein Lächeln.

Das imponierte dem anderen überhaupt nicht, denn er öffnete die Faust und deutete an Suko vorbei, wobei er auf den Eingang der Höhle wies und den Zeigefinger ausstreckte.

Wieder drang ein Wortschwall über seine Lippen, dann hob er den Arm und zog den Handrücken dicht an seiner Kehle vorbei. Diese Bewegung war international.

Suko verstand sie auch.

Er wollte etwas erwidern, wenigstens was sagen, dazu ließ ihn der Alte nicht kommen. Auf dem Absatz machte er kehrt und ging den Weg wieder zurück, den er gekommen war.

Suko wollte ihm folgen, denn er hatte noch einige Fragen auf dem Herzen, doch in seinem Rücken hörte er Stimmen und Geräusche, und als er sich umdrehte, standen wir im Eingang der Höhle.

Endlich hatten wir es geschafft.

Ich war ziemlich fertig, das mußte ich zugeben, denn der Rückweg hatte sich länger hingezogen, als ich glaubte. Ich streckte den Kopf aus dem Höhleneingang. Die Hitze traf mich wie ein Hammerschlag.

Voll bekam ich sie mit. Sie raubte mir den Atem, ich kriegte kaum noch Luft, denn zwischen diesen Felsen stand die Luft, sie bewegte sich überhaupt nicht.

Mir wurde sogar schwindlig, rote Kreise tanzten vor meinen Augen, und ich mußte für einen Moment pausieren, was Kara und Myxin Gelegenheit gab, an mir vorbeizukriechen.

Ich kam langsamer nach.

Suko schaute uns entgegen. »Glücklich seht ihr nicht gerade aus«, meinte er.

»Kein Wunder bei dem, was wir hinter uns haben«, erwiderte ich und leckte über meine trockenen Lippen. Überhaupt war der Mund völlig trocken. Ich hätte zehn Pfund für ein Glas Wasser gegeben.

»Was ist denn geschehen?«

Kara und Myxin berichteten, was wir erlebt hatten. Ich wollte nicht reden, sondern erst einmal wieder zu Kräften kommen, denn ich war verdammt geschlaucht.

Danach war Suko an der Reihe.

Er berichtete von der Warnung des Alten. »Ich habe zwar kein Wort verstanden, aber die Drohung genügt an sich. Leider spreche ich nicht gut genug diese Sprache, ich hätte mich gern näher erkundigt, was geschehen ist, aber dann kamt ihr.«

Ich hatte mich inzwischen wieder so weit erholt, daß ich mich an dem Gespräch beteiligen konnte. »Das kann ich mir vorstellen, daß der Alte eine Warnung ausgesprochen hat. Mir scheint es, daß diese Gegend hier nicht ganz geheuer ist, und den Beweis haben wir ja bekommen.«

Die anderen stimmten zu.

»Und was machen wir jetzt?« fragte Suko.

Myxin runzelte die Stirn. Ein Zeichen, daß er antworten wollte. Der kleine Magier sprach auch. »Wir müssen uns erst einmal mit einer Niederlage abfinden. Ich wollte, daß wir die Schwerter in Sicherheit bringen, aber wir sind zu spät gekommen. Die beiden schwarzen Engel waren schneller.«

»Sie haben die Dinger doch gar nicht geholt«, warf ich ein.

»Direkt nicht, John, aber sie waren indirekt daran beteiligt. Durch Schwarze Magie. Die Schwerter befinden sich jetzt in ihren Händen, daran gibt es keinen Zweifel.«

»Und das weißt du genau?«

»Natürlich.«

»Was könnten die schwarzen Engel denn vorhaben?«

Myxin hob die Schultern. »Damals in Atlantis, als sie versuchten, sich gegen ihren Meister, den Eisernen Engel, zu stellen, da wollten sie ihn töten, um bei den Mächten der Finsternis angesehen zu sein. Sie haben es aber nicht geschafft, zudem kam ihnen der Untergang des Kontinents dazwischen, doch wir können mit Sicherheit davon ausgehen, daß sie überlebt haben.«

»Und vielleicht hier in der Nähe sind«, vollendete ich.

»Auch das.«

»Dann müßten die Menschen im Dorf unter Umständen mehr über die Engel wissen«, vermutete Kara.

»Das ist möglich«, gab Myxin zu.

»Sollen wir sie fragen?«

Dafür waren wir alle. Es blieb uns keine andere Möglichkeit. Wir hatten ja nichts in der Hand, sondern wußten nur, daß die Kristallschwerter verschwunden waren, mehr nicht. Sie befanden sich jetzt aller Wahrscheinlichkeit nach in der Hand der schwarzen Engel und würden Unheil anrichten. Und manchmal sind es gerade die Sagen und Legenden dieser einfachen Menschen, die uns auf eine Spur gebracht hatten. Vielleicht war es auch hier so.

»Jede Sekunde, die wir hier herumsitzen, ist vertan«, sagte ich und stieß mich von der Felswand ab, an der ich gelehnt hatte.

Myxin ging voraus.

Der schmale Pfad zur Höhle hatte noch etwas im Schatten gelegen, doch nun trafen uns die Sonnenstrahlen mit einer fast erbarmungslosen Wucht.

Sofort brach mir wieder der Schweiß aus, und als ich Atem holte, da glaubte ich, meine Lungen wären mit flüssiger Glut gefüllt worden. Im Wagen würde es nicht besser sein.

Schweigend marschierten wir los. Der kleine Bergpfad führte in die Tiefe. Die Sonne hatte die Felsen aufgeheizt. Sie kochten jetzt, und die Hitze war ein regelrechter Schock.

Etwa 100 Yards talabwärts mußten wir klettern, dann hatten wir den Wagen erreicht.

Vor uns flimmerte die Luft. Der rote Fiat wirkte wie ein Farbklecks in der braunen Einöde. Man konnte das Gefühl haben, daß die Sonnenstrahlen den Lack wegschmelzen würden.

Ich schloß auf.

Noch heißere Luft drang uns entgegen. Alle Türen öffnete ich und

schuf so Durchzug.

Ein paar Minuten warteten wir, bevor wir in dem Wagen Platz nahmen. Nur gut, daß wir keine kurzen Hosen trugen, denn die Sitze hätten unser Fleisch verbrannt.

Auch das Lenkrad war heiß, und vor der Frontscheibe flimmerte die Luft.

Ich fuhr an. Durch die offenen Scheiben drang zwar der Wind, aber er brachte nur Staub mit, keine Kühlung. Die erste Runde hatten wir verloren, und ich war gespannt, wie die zweite ausgehen würde…

***

Etwa eine Meile vor Nareno erreichten wir die Straße. Viel besser als der Bergpfad war sie auch nicht. Die vier Reifen rollten über hellen Schotter. Es waren kleine Steine, die unter den Wagen spritzten oder nach den Seiten wegflogen. Die Staubfahne, die der Wagen hinter sich herzog, war meilenweit zu sehen, und sie lag wie eine Wolke in der Luft.

Noch eine Kurve, und wir sahen das Dorf vor uns liegen.

Eine schweigende tote Ansammlung von Häusern. Nicht mal ein Hund lief über die Straße. Zwei Köter sahen wir. Sie lagen dicht an einer Hauswand, wo ein quer hängendes Reklameschild Schatten spendete.

Hier führte die Hauptstraße wieder leicht bergauf. Dicht an dicht standen die Häuser, alte Bauten mit kleinen Fenstern und dicken Mauern, um wenigsten so wenig Wärme wie möglich einzulassen. Rechts und links führten schmale Gassen ab. Besonders an der linken Seite führten sie steil hoch und wurden mehr als einmal von schmalen Treppen unterbrochen.

Wir trafen keinen Menschen.

Und doch hatte ich das Gefühl, von zahlreichen Augenpaaren beobachtet zu werden. Hinter jeder nicht geschlossenen Luke schienen sie zu lauern, damit ihnen keine unserer Bewegungen entging. Weiter vorn schob sich die Spitze eines Kirchturms über die Hausdächer. Meistens lag die Kirche im Zentrum des Ortes, auch hier war es nicht anders, denn die Straße mündete auf einem großen, mit Kopfsteinen gepflasterten Platz, wo sie an der anderen Seite weiterführte.

Hier wuchsen auch Bäume. Zwei große Platanen spendeten Schatten. Sie wirkten wie eine grüne Insel in dieser Kargheit. Unter den Bäumen standen Bänke, die allerdings jetzt verwaist waren.

Für den Fiat fand ich auch noch einen einigermaßen schattigen Platz. Wir stiegen aus.

Niemand ließ sich blicken.

»Lebt denn hier keiner?« murmelte ich.

»Die Leute haben Angst«, lautete Myxins Antwort. »Sie wissen

Bescheid, was geschehen ist.«
»Woher?«
»Der Alte wird es ihnen gesagt haben.«
»Möglich.«
Ich setzte meine dunkle Brille wieder auf und trat hinaus in die Sonnenglut.
Erst jetzt fiel mir das Haus auf, das unserem Standplatz direkt gegenüberlag.
Es wich sehr von den anderen Häusern ab, denn es war nicht nur größer und besaß einen Vorgarten, der eine einzige blühende Pracht war, sondern es wich auch in der Größe von den übrigen Häusern ab. Es war zweistöckig und erstrahlte im grellen Weiß der Waschmittelreklame.
Auch an diesem Haus waren die Läden geschlossen, und das Grundstück trennte ein hoher Zaun von der Straße. Er bestand aus Eisenstäben, die oben spitz zuliefen und ebenfalls weiß gestrichen waren. Zum Glück gab es ein Tor, dessen rechter Flügel offenstand.
Italien ist ein Land der Gegensätze. Hier sah ich es wieder einmal. Wahrscheinlich wohnte hier der Bürgermeister oder der örtliche Mafiafürst, von dem ja alle Menschen letzten Endes abhängig waren, obwohl das niemand zugeben wollte. Mit der Mafia hatte ich ebenfalls meine Erfahrungen gesammelt, nicht nur in London, wo der große Costello regierte, sondern auch in Italien selbst.
Ich brauchte da nur an Solo Morasso, alias Dr. Tod, zu denken. In den Körper dieses Mafiafürsten von Palermo war die schwarze Seele des Dr. Tod gekrochen, und so war es zu dieser unheilvollen Verbindung gekommen, die mir bisher so viele Schwierigkeiten bereitet hatte.[1]
»Hast du dich entschieden?« fragte Suko.
Ich nickte. »Wir könnten dem Besitzer dieses Prachtbaus einen kleinen Besuch abstatten. Er wird sicherlich wissen, was hier vorgeht.«
Damit waren die anderen einverstanden. Auch sie verließen den Schutz der Platane.
Wir kamen nicht weit. Hatte der Ort vorhin noch tot, leer und ausgestorben gewirkt, so kam jetzt Bewegung in ihn. Die Menschen zeigten sich.
Und sie hatten tatsächlich in ihren Häusern oder Schlupfwinkeln gelauert. Sie warteten darauf, daß wir uns lösten und etwas unternehmen, denn dann konnten sie angreifen.
Suko sah sie zuerst und stieß mich an.
Ich drehte den Kopf.
Wo die Straße hinter dem Platz weiterführte, sah ich die Männer. Es waren Männer jeden Alters, und sie waren bewaffnet.
Fast wirkten die altertümlichen Flinten und Gewehre lächerlich in

ihren Händen, aber nicht nur ich wußte, daß sie es nicht waren. Diese sechs Flinten waren sicherlich voll mit Schrot und Kugeln.

Trotz der Wärme lief mir eine Gänsehaut über den Rücken, denn auch von den anderen drei Seiten kamen sie heran. Die Männer verließen ihre Häuser, in denen sie gehockt und uns belauert hatten. Knarrend und quietschend wurden alte Holztüren geöffnet, und auch die Seite der Straße, wo wir hergekommen waren, wurde abgesperrt.

Man hatte uns umzingelt!

Ich sagte nichts, sondern atmete vorerst tief durch. Auch Suko sprach kein Wort. Kara und Myxin schwiegen ebenfalls.

Die Männer kamen näher und engten den Kreis immer mehr ein. Sie schlössen ihn förmlich um uns, so daß wir uns den Weg schon hätten freikämpfen müssen, um hindurchzukommen.

»Sollen wir es versuchen?« fragte Suko.

Ich schüttelte den Kopf. »Noch tun sie uns ja nichts. Ich bin gespannt, was sie wollen.«

Das war ich wirklich, denn ich konnte mir nicht vorstellen, daß man uns töten wollte, ohne irgend etwas zu sagen oder zu erklären.

Als die Männer nur noch etwa drei Schritte von uns entfernt waren, blieben sie stehen.

Ich schaute sie mir an. Finstere, zu allem entschlossene Gesichter.

Zusammengepreßte Lippen, Augen, die uns kalt und feindselig musterten.

Gewehrmündungen, die auf uns allein wiesen, keine Spur von Freundlichkeit oder ein Lächeln auf den Gesichtern.

Das waren Feinde. Und wir waren ihre Feinde. Es schien sich herumgesprochen zu haben, daß wir die Höhle besucht hatten, jetzt sollten wir sicherlich für das zahlen, was in den Augen dieser Menschen ein Frevel gewesen war.

Das Schweigen machte auch mich nervös, deshalb kramte ich meine Sprachkenntnisse zusammen und redete mit ihnen.

Die Unterhaltung blieb einseitig. Niemand gab Antwort. Die Blicke wurden höchstens noch feindseliger und kälter. Man reagierte auch nicht, als ich bat, den Bürgermeister oder Patrone sprechen zu dürfen, keine Regung war zu spüren.

Fast fünf Minuten standen wir auf dem Marktplatz, ohne daß etwas geschah.

Dann erschien der Patrone.

Zuerst hörten wir die Schritte, wie sie auf dem Kies knirschten. Einen Augenblick später erschien er selbst.

Ihm gehörte tatsächlich das Haus mit dem großen Vorgarten, und schon bald schob sich seine Gestalt durch das Tor.

Er war wirklich ein bemerkenswerter Mann. Ungeheuer fett. Dafür sehr klein, so daß er mich irgendwie an eine Kugel auf zwei Beinen

erinnerte. Sein Kopf glich ebenfalls einer Kugel, nur war er nicht blank, sondern wurde von spärlichen schwarzen Haaren bedeckt, die der Mann von links nach rechts quer über den Schädel gekämmt hatte. Er schwitzte stark, denn er fächerte sich laufend Luft zu.

Auf seinen Lippen glänzte der Speichel, und der Mund kam mir sehr klein vor.

»Ich bin Don Causio«, sagte er.

Wenn er schon seinen Namen bekanntgab, so stellte ich meine Freunde und mich vor.

»Sie kommen nicht aus unserem Land?« fragte er. Erst jetzt fiel mir seine helle Stimme auf.

»Nein!«

»Was wollen Sie dann hier?«

Die Frage hatte kommen müssen. Sollte ich die Wahrheit sagen? Wenn ja, was war damit gewonnen?

Er merkte mein Zögern sehr wohl, denn er lächelte hintergründig. »Sie wollten die schwarzen Engel, nicht wahr?«

»Nein!«

»Lüge!«

»Wir wollten die Schwerter!«

»Das ist das gleiche. Wer den schwarzen Engeln oder den Schwertern etwas antun will, ist ein Frevler. Sie haben uns die Jahrhunderte hindurch beschützt, denn wir haben ihnen eine Heimat gegeben. Hier konnten sie immer zurückkehren und sich ausruhen. Es war für sie ein Hort der Ruhe. Doch nun seid ihr gekommen und habt diese Ruhe gestört. Das können wir nicht hinnehmen, und deshalb werden wir euch bestrafen.«

»Wir haben nichts verbrochen«, erklärte ich.

»Vielleicht nicht in euren Augen, aber in den unseren.«

»Und was habt ihr vor?« fragte ich.

Da lächelte Don Causio. »Wir gar nichts. Denn wir lassen die Engel entscheiden. Sie sollen bestimmen, was man mit euch macht. Vielleicht werden sie euch töten, vielleicht aber auch nur anketten, so daß ihr elendig verhungert und verdurstet. Es gibt viele Möglichkeiten. Nur das Dorf verlassen könnt ihr nicht mehr. Nichts soll an die Außenwelt dringen, wir werden alles so wieder lassen wie es war.« Es waren die letzten Worte des Mannes. Don Causio machte kehrt und ging davon. Langsam, mit schlurfenden, etwas steif wirkenden Schritten.

Sekunden geschah nichts. Ich beobachtete diesen Mann, und ich hatte auch längst gemerkt, daß etwas mit meinem Kreuz geschehen war. Es hatte sich erwärmt.

Schwarze Magie war in der Nähe!

Ich ließ meinen Blick wandern. Bisher hatte ich mich mehr für diesen

Don Causio interessiert, doch nun schaute ich mir auch die Gesichter der übrigen an.

Auch sie kamen mir seltsam bleich und teigig vor, als wären diese Menschen keine normalen Personen mehr, sondern Zombies!

Verflucht!

Dieser Gedanke war gar nicht so weit hergeholt. Sollten diese Einwohner tatsächlich lebende Tote sein?

Nein, ich sah, wie sie atmeten. Das waren keine Zombies, sondern nur verblendete Menschen, die sich einem unheilvollen Ritual verschrieben hatten.

Sie wollten uns den schwarzen Engeln opfern, das hatte man uns deutlich genug zu verstehen gegeben. Wir schauten in die Mündungen zahlreicher Gewehre. Dieser Don Causio war verschwunden, er überließ das weitere seinen Leuten. Und die ließen uns keinen Moment aus den Augen. Wir waren zu viert.

Eine fünffache Übermacht mindestens stand uns gegenüber. Was tun?

Suko warf mir einen Blick zu.

Ich nickte kaum merklich.

Das war das Zeichen, das auch Myxin und Kara verstanden hatten. Wir würden es versuchen, wir mußten es versuchen und diesen verdammten Kreis sprengen.

Doch es kam anders.

Ganz anders.

Urplötzlich hörten wir ein Brausen in der Luft, und unsere Blicke glitten automatisch in die Höhe. Da sahen wir sie.

Von zwei Seiten flogen sie heran, und sie waren gewaltig in ihrer Größe, denn sie warfen lange Schatten, als sie über den Marktplatz huschten.

Die, auf die Don Causio so gehofft hatte, waren endlich erschienen.

Die schwarzen Engel!

***

Der Anblick faszinierte mich.

Die beiden Engel flogen nicht mehr über uns, sondern waren gelandet. Sie standen jetzt auf dem Dach des Hauses, das Don Causio gehörte. Dort wirkten sie wie zwei steinerne Figuren, denn sie hatten ihre Arme erhoben, so daß die Sonne sich in den funkelnden langen Kristallen ihrer Schwerter spiegelte.

Diese Schwerter, die ich hatte in die Hände bekommen wollen. Die Engel besaßen keine Gesichter, sondern waren ganz in Schwarz gekleidet. Sie wiesen eine menschliche Form auf, nur ihre Körper waren fast doppelt so groß wie bei einem normalen Menschen. Und wie sie dort standen wirkten sie wie eine finstere Drohung.

Nicht nur wir sahen unsere Gegner, auch die Menschen aus dem Ort.

Kaum hatten die Engel zur Landung abgesetzt, da warfen sich die Leute zu Boden und preßten ihre Köpfe gegen die Erde. Furcht, Angst und Demut ließen sie so reagieren.

Wie eine Glocke lastete plötzlich das Schweigen über dem Platz. Da sprach keiner mehr, da stockte sogar uns der Atem.

Nur Suko blieb gelassen. »Da können wir uns ja die Schwerter zurückholen«, meinte er leise.

»Vorsicht!« warnte Myxin, »die sind gefährlich!«

»Ich weiß.« Suko hob seine rechte Hand. Er wollte die Finger so nahe wie möglich an seine Waffe heranbringen, die er noch nicht sehr lange besaß.

Es war der bewußte Stab, den er von einem Mönch bekommen hatte. Dieser wiederum hatte ihn von Buddha, dem großen Gelehrten bekommen. Ein Erbe, das nur in die Hand eines Würdigen fallen sollte. Suko war dazu ausersehen, denn wenn er ein bestimmtes Wort rief, dann konnte er die Zeit für fünf Sekunden anhalten. Alle Personen um ihn herum erstarrten zur Bewegungslosigkeit, nur er konnte handeln. Allerdings keinen Gegner töten, sondern nur ausschalten, denn der große Buddha war ein Mann des Friedens gewesen.

»Es wird kaum klappen!« zischte ich. »Die Engel sind zu weit entfernt.«

»Abwarten!«

Ich schaute an Suko vorbei und warf Myxin einen Blick zu. Der kleine Magier hatte sein Gesicht zur Grimasse verzogen, als würde er körperliche Schmerzen erleiden.

»Die Magie!« keuchte er und taumelte. »Sie ist zu stark. Tut was, bitte…«

Zu spät.

Zwei Sekunden zuvor hätten wir es unter Umständen geschafft, doch jetzt nicht mehr.

Die schwarzen Engel reagierten.

Zwei Blitze lösten sich aus den grünen, kristallenen Klingen ihrer Schwerter.

Und sie trafen genau.

Zuerst erwischte es Suko und Myxin. Der kleine Magier bekam plötzlich einen ungeheuren Schlag, der ihn hart zurückwarf und damit gegen die Körper der knienden Menschen. Myxin konnte sich nicht mehr rechtzeitig fangen, stolperte und fiel rücklings über die Anhänger der schwarzen Engel.

Suko hätte es fast geschafft. Aber wirklich nur fast. Wahrscheinlich berührten seine Fingerspitzen schon den Stab, als auch ihn dieser grüne Strahl mit voller Wucht traf. Der Chinese machte einen regelrechten Sprung, sein Gesicht verzerrte sich, aus dem Mund drang

ein dumpfes Röcheln, fast willenlos fuhren die Arme in die Höhe, dann brach auch er zusammen.

Kara wurde das dritte Opfer.

Ein Treffer schüttelte sie durch. Für den Bruchteil einer Sekunde schien sie zu wachsen, dann wurden ihr die Beine unter dem Körper weggerissen, und sie fiel zu Boden.

Auch auf mich raste der Strahl zu. Obwohl er nur dünn war, nahm er doch einen Teil meines Sichtfeldes ein. Ich duckte mich, wollte irgend etwas tun und war doch so hilflos.

Der Strahl raste schräg unter meinem Kinn vorbei und hieb voll in meine Brust.

Unzählige winzige Nadeln schienen meinen Körper zu durchbohren, als ich den Treffer bekam. Für einen Augenblick war ich regelrecht paralysiert, dann spürte ich das gewaltige Brennen vor und auf meiner Brust, wobei es einen winzigen Moment später zu einer regelrechten Entladung kam. Eine grünweiße Aura hüllte mich ein, ich spürte reißende Schmerzen und torkelte nach vorn.

Dann gaben meine Knie nach, ich bekam Schwierigkeiten mit dem Gleichgewicht, konnte mich nicht mehr halten und fiel zu Boden.

Zwei, drei Lidschläge lang geschah nichts. Eigentlich hätte jetzt mein Bewußtsein verlöschen müssen, das geschah nicht. Ich blieb liegen, zwar geschwächt, aber dennoch klar bei Verstand und Bewußtsein. Der Treffer hatte mich nicht so erwischt wie meine drei Freunde.

Nicht erwischt!

Diese beiden Worte brannten sich regelrecht in meinem Gehirn fest.

Darüber mußte ich mir erst einmal klar werden. Ich lebte und glaubte auch zu wissen, wem ich diesen glücklichen Umstand zu verdanken hatte.

Meinem Kreuz!

Es mußte die Kräfte der Gegenseite so kompensiert oder abgelenkt haben, daß mir die Chance blieb, zu überleben.

Die Augen hatte ich geschlossen. Jetzt jedoch riß ich sie wieder auf und sah alles klar und deutlich vor mir. Ich stemmte mich auf die Knie, blickte hoch zum Haus, wo die beiden schwarzen Engel verschwunden waren.

Aber die anderen waren noch da.

Meine Freunde.

Suko, Kara und Myxin lagen auf dem Boden. Die drei rührten sich nicht. Ich wußte nicht einmal, ob sie lebten, konnte es auch nicht feststellen, denn die Zeit blieb mir nicht, weil die anderen sich erhoben.

Auch die Diener der schwarzen Engel hatten ihren Schock überwunden und kamen wieder auf die Beine. Schneller, als mir lieb war. Als sich die erste Mündung auf mich einpendeln wollte, hob ich

mein rechtes Bein und trat zu.
Der Mann überschlug sich mitsamt seiner Waffe, und aus seiner Nase quoll Blut. Ich hatte so hart sein müssen, denn es ging um mein Leben. Mir war nichts Ernstliches Geschehen. Ich merkte es daran, daß ich laufen konnte wie immer.
Mit gewaltigen Sprüngen überwand ich die erste Distanz. Zwei weitere Männer kamen soeben hoch. Sie wurden noch von mir gestreift und fielen wieder zurück.
Ich aber hatte längst meinen Fluchtpunkt angepeilt. Es war die nächste schmale Gasse, die zwischen den Häusern herführte. Ich rannte, was meine Beine hergaben. Jetzt störte mich auch nicht die Hitze, ich mußte es einfach schaffen.
Die Gasse war noch schmaler, als sie ausgesehen hatte. Fast hätte ich mit der Schulter die Ecke gerammt, im letzten Augenblick konnte ich noch wegdrehen und befand mich zwischen den Häusern.
Da krachte der erste Schuß.
Das Projektil war verdammt groß. Es wischte dicht neben meiner Schulter vorbei, hieb in die Hauswand und hinterließ als Erbe ein faustgroßes Loch.
Dieser Schuß war irgendwie ein Signal gewesen. Das Echo lag noch in der Luft, als bereits das große Geschrei aufbrandete.
Die Hetzjagd auf das Wild hatte begonnen.
Und das Wild war ich!

***

Die Gasse stieg an. Wie alles rechts und links der Hauptstraße. Sie war nur zum Teil gepflastert, manche Steine hatte man einfach herausgerissen und die Löcher nicht wieder zugeschüttet, so daß ich mich vor diesen Stolperfallen höllisch in acht nehmen mußte.
Zu beiden Seiten standen die Häuser. Schmale, baufällige Gebilde mit inzwischen dunkel gewordenen Fassaden, kleinen Fenstern und auch Baikonen, auf denen kaum zwei Leute Platz fanden.
Zum Glück führte die Gasse nicht direkt und an gerader Linie weiter. Sie beschrieb eine weite Kurve, die den Schußwinkel meiner Verfolger ungünstig beeinträchtigte.
Auch machte ich nicht den Fehler, daß ich mich immer auf einer Linie hielt.
Im Gegenteil, ich schlug Haken wie ein Hase, war einmal links, dann wieder rechts, prallte hier gegen die Hauswand, dann dort, stieß mich ab, verlor die Sonnenbrille, duckte mich und hetzte weiter.
Schon nach wenigen Metern merkte ich, wie sehr die Strecke schlauchte. Vor allen Dingen bei diesen Temperaturen, denn in der schmalen Gasse stand die heiße, stickige Luft wie eine Wand. Sie kam mir vor, als hätte sie Gummiarme und würde mich immer wieder

zurückstoßen, so daß ich zudem noch das Gefühl bekam, gegen zähen Teer anzulaufen.

Ich atmete mit offenem Mund. Der Luftzug wurde zur Qual, meine Beine waren müde, die Strapazen der Höhlentour machten sich doch langsam bemerkbar, aber ich hielt durch, vor allen Dingen dann, als abermals ein Schuß aufpeitschte.

Diesmal sah ich die Kugel nicht, hörte aber den Treffer. Das Geschoß hieb links von mir in die Hauswand, dicht neben einem Fenster, Zwei weitere Schüsse krachten.

Auch die fehlten.

Dann hatte ich den Scheitelpunkt der Kurve erreicht und konnte weiterrennen.

Es war natürlich klar, daß die anderen nie und nimmer aufgeben würden.

Meine Freunde waren, auf welche Weise auch immer, kampfunfähig gemacht worden, jetzt gab es praktisch nur noch einen, den sie zu jagen hatten. Das war ich.

Wo endete die Treppe? Ich warf den Kopf nach hinten und schaute über die Steigung hinweg.

Eine Treppe stach mir ins Auge. Sie war so breit wie die Gasse und führte in zwei Absätzen in die Höhe. Was hinter der Treppe lag, konnte ich nicht erkennen, ich sah nur ein hüfthohes Gitter.

In meinem Rücken hörte ich die Verfolger. Sie schrien und tobten, feuerten sich gegenseitig an und wollten mich unbedingt in ihre Hände bekommen.

Wenn das so weiterging, dann hatten sie mich auch bald, denn meine Beine wurden immer schwerer. In den Knien schien das Blei eine Handbreit hoch zu stehen, und die verdammte Treppe kam und kam nicht näher. Jedenfalls hatte ich das Gefühl.

Rechts und links waren die Türen der Häuser verschlossen. Da existierte kein Durchschlupf. Es war auch nicht weiter tragisch, sicherlich wäre ich nur vom Regen in die Traufe gekommen. So war es schon besser, weiterzulaufen.

Endlich erreichte ich die Treppe. Die Steinstufen, alt und ausgetreten, waren doch höher, als es den Anschein gehabt hatte. Die erste verfehlte ich halb, stolperte und konnte mich nicht mehr fangen, so daß ich nach vorn fiel. Mit den Händen stützte ich mich ab und zog mir noch rote Streifen über die Ballen.

Aber weiter.

Ich raffte mich hoch – und sah ihn.

Der schwarze Engel stand am Ende der Treppe und hielt sein grünes Kristallschwert stoßbereit.

Ein Wutschrei drang über meine Lippen, als ich mich zur Seite warf und die Beretta zog.

Dann feuerte ich.
Zwei Kugeln jagte ich dieser Gestalt entgegen, wobei ich hoffte, daß sie Wirkung zeigen würden.
Sie taten es nicht.
Wiederum war es das Schwert, das so fantastisch aus der Sicht des schwarzen Engels gesehen reagierte. Die lange Kristallklinge saugte die Geschosse buchstäblich auf, sie zog sie an wie ein Magnet und schluckte sie einfach.
Ich war geschockt.
Der schwarze Engel lachte.
Hinter mir waren meine Verfolger ruhiger geworden, dafür setzte sich der andere, mächtige Gegner in Bewegung und kam auf mich zu.
Verzweifelt suchte ich nach einem Ausweg. Zurück konnte ich nicht, dann würden mich die Kugeln der anderen durchbohren, der Weg nach vorn war ebenfalls versperrt.
Schon einmal hatte mir das Kreuz geholfen. Diesmal holte ich es hervor, behielt es in der rechten Hand, und der schwarze Engel zog sich tatsächlich zurück.
Dem Kreuz hatte er nichts entgegenzusetzten. Dieser Auseinandersetzung wich er aus.
Das gab mir Mut. Gleichzeitig jedoch rechnete ich damit, daß er von nun an es mit anderen Tricks versuchen würde. Aus dem Hinterhalt, wenn ich an nichts Böses mehr dachte. Bei ihm mußte man auf alles gefaßt sein.
Meine Verfolger hatten mitbekommen, was geschehen war. Der Rückzieher des schwarzen Engels bewirkte bei ihnen das Gegenteil. Er spornte sie an.
Als die ersten Schüsse krachten und neben mir eine Kugel ins Pflaster hieb, da wußte ich, was die Stunde geschlagen hatte. Meine Situation wurde noch schlimmer. Wenn ich jetzt nach vorn lief, war mein Rücken deckungslos den Häschern ausgeliefert.
Doch ich sah eine Chance.
Rechts der Treppe, wo auch die schmutzigen Fassaden der Häuser in den Himmel wuchsen, sah ich neben der Hauswand einen schmalen Weg, der wohl am unteren Ende um die Treppe herumführte. Den mußte ich nehmen.
Ein Sprung brachte mich auf den schmalen Weg. Dabei rammte ich mit der Schulter gegen die Hauswand, doch das war jetzt von zweitrangiger Bedeutung.
Erst einmal ging es um mein Leben.
Neben mir befand sich eine schmale braune Tür. Und sie war offen. Bevor ich etwas unternehmen konnte, wurde sie weiter aufgestoßen und durch den Spalt schob sich ein Arm. Plötzlich krallten sich fünf Finger an meiner Schulter fest und eine heisere Frauenstimme

flüsterte: »Schnell, Signore, schnell!«

Ich überlegte nicht mehr lange, sondern ließ mich in das Haus hineinziehen.

Zuerst fiel mir die Kühle auf. Sie war eine Wohltat nach der Hitze. Ich atmete tief durch, hatte aber keine Zeit, mich in dem winzigen Raum umzusehen, denn die Frau zog mich weiter. Von ihr sah ich nur den gebeugten Rücken und ein langes dunkles Kleid, das bis zu den Knöcheln hin reichte. Über den Kopf hatte sie ein Tuch geschlungen. Sie zog mich in einen zweiten Raum, wo auf einem kleinen Altar mehrere Kerzen brannten. Es roch nach Wachs und Weihwasser.

Ich sah auch die Öffnung im Boden.

»Da hinunter, Signore!«

Ich zögerte einen Augenblick, doch die Frau schüttelte heftig den Kopf und drängte mich an den Rand. »Bitte, Signore, machen Sie es. Wirklich.«

Hatte ich eine Wahl? Kaum. Ich nickte und suchte die Leiter, über die ich in die Tiefe gehen konnte.

»Sie müssen springen.«

Ich vertraute dem Wort der Frau und sprang in die Dunkelheit. Es war wirklich nicht sehr tief. Als ich aufkam und dabei nach vorn fiel, wurde es über mir bereits wieder dunkel. Die Frau hatte die Klappe auf die Öffnung gelegt.

Im Stockfinstern blieb ich auf dem kühlen, gestampften Lehmboden erst einmal sitzen. Nur äußerst schwach zeichneten sich die Umrisse der Falltür über mir ab.

Ich traute mir jedoch zu, sie mit einem Sprung zu erreichen.

Allmählich nur beruhigte sich mein Atem. Meine gute körperliche Verfassung hatte mich die letzten Minuten überstehen lassen. Und das war gut so.

Ich atmete normal weiter und hielt wenige Sekunden später die Luft wieder an.

Der andere in diesem dunklen Verlies tat es nicht. Deutlich vernahm ich seine Atemzüge.

Eine Gänsehaut rann über meinen Rücken. Da hockte ich in der Dunkelheit, dachte daran, allein zu sein und war es doch nicht. Ich hatte noch einen Begleiter.

»Hallo?« Meine Stimme klang leise.

Wieder das Atmen. Diesmal allerdings gemischt mit einem leisen widerlichen Kichern.

Der oder die Person schien nicht gerade zu meinem Freund zu gehören.

War ich vom Regen in die Traufe geraten?

Eine zischelnde Stimme. Ich konnte nicht verstehen, was die Person meinte.

Ein mulmiges Gefühl machte sich in meinem Magen breit. Vor mir in der Dunkelheit konnte jeder hocken. Ein Ghoul, ein Zombie, ein Mensch.

Ich wollte es wissen. Leider hatte ich die große Lampe im Wagen gelassen, so stand mir nur meine Bleistiftleuchte zur Verfügung, die ich jetzt hervorholte.

Ich streckte den Arm in die Richtung aus, wo ich das Geräusch vernommen hatte. Dann schaltete ich die Lampe ein.

Der Strahl bohrte sich durch die Dunkelheit, zerschnitt sie wie mit einem Messer – und traf.

Nein, es war kein Zombie, kein Ghoul, sondern ein Mensch.

Allerdings ein Irrer.

Und er hielt ein gewaltiges zweischneidiges Messer in seiner rechten Hand…

***

Vier Männer waren als Wachen zurückgeblieben. Sie hatten ihre Gewehre nicht aus den Händen gelegt, sondern sie gesenkt, so daß die Mündungen auf die am Boden liegenden Menschen wiesen.

Das waren Kara, Myxin und Suko.

Regungslos lagen sie auf der staubigen Erde, und die heiße Sonne brannte vom wolkenlosen Himmel auf ihre Rücken nieder. Sie waren nicht tot, nein, der Strahl hatte sie nur gelähmt und zu willenlosen Werkzeugen der schwarzen Engel gemacht. Denn diese drei gehörten ihnen allein, die anderen hatten sie nur zu bewachen oder sie den schwarzen Engeln zuzuführen.

Don Causio erschien wieder. Er schwitzte sehr stark und rieb mit einem Tuch über seinen fast kahlen Kopf, um der Transpiration Herr zu werden, was ihm jedoch nicht gelang. Er ging mit kleinen Schritten, sein Fett wabbelte hin und her, und sein ganzes Gesicht schien dabei in Bewegung zu sein.

Vor den Männern blieb er stehen und atmete kurzatmig. Er hatte sich umgezogen, trug keinen hellen Anzug mehr, sondern ein dunkles Gewand, das sehr weit geschnitten und auch luftdurchlässig war. Es wallte förmlich um seinen voluminösen Körper.

Die Blicke aus den kleinen, tückischen Augen des Mannes wieselten über die drei am Boden liegenden Menschen. Er schaute sie an, dann seine Männer und dann wieder auf die Regungslosen. Rot lief sein Gesicht an. »Wo ist der vierte? Der mit den blonden Haaren und mit dem ich gesprochen habe?«

»Sie jagen ihn noch.«

»Heißt das, er ist entkommen?«

»Ja, Don Causio. Er konnte dem Strahl des Kristallschwertes widerstehen!«

Causio wurde blaß. »Er konnte…?« Dann trat er mit dem Fuß auf. »Das gibt es nicht…«

»Aber wir haben es gesehen, Don Causio!«

»Wer ist stärker als die schwarzen Engel. Kaum jemand, erst recht kein Mensch. Wenn er wirklich den Strahlen getrotzt hat, ist dieser Blonde kein Mensch, sondern ein Dämon.«

»Vielleicht ein Zauberer«, meinte einer.

»Auch das.« Don Causio lächelte. »Ihr wißt genau, was ihr zu tun habt.«

Dabei deutete er mit zwei Finger auf die Regungslosen. »Packt sie und schleift sie in die Folterkammer. Dort werden sie für die schwarzen Engel weichgemacht, und ich bin sicher, daß ihr Schreien auch den anderen anlockt. Wir brauchen ihn kaum noch zu jagen. Er wird von selbst in die Falle laufen, und dann bin ich mal gespannt, ob er ein wirklich so großer Magier ist.« Don Causio lachte und schlug in beide Hände. Während die Männer sich bückten, um seinen Befehlen nachzukommen, suchte er den Himmel ab.

Von den schwarzen Engeln sah er nichts mehr. Ihm schien es, als habe sie der Himmel verschluckt. Das jedoch konnte nicht sein. Die schwarzen Engel hätte nur die Hölle genommen…

***

Der schmale Lichtfinger traf ihn genau zwischen die Augen, als wollte er einen Punkt in die Haut bohren.

Ich sah das Gesicht. Wirres, dunkles Haar, ein wuchernder Bart, bleiche Haut, und dann die Augen mit dem Blick, der mich schaudern ließ.

Ich habe in meinem Leben schon oft Irre gesehen. Dieser Mann hier war irre oder zumindest nicht weit davon entfernt. Er schien nicht mehr zu wissen, was er überhaupt tat, man hatte ihn eingesperrt wie ein Stück Vieh und ihm nur das Messer gegeben.

Er hockte auf alten Säcken, die verfault waren und stanken, denn in diesem verdammten Verlies herrschte ein widerlicher Geruch, der mir fast den Magen umdrehte.

Nein, das war hier menschenunwürdig, das war einfach grauenhaft, womit ich konfrontiert wurde.

Ich schwenkte den Lampenstrahl ein wenig zur Seite, damit der junge Mann nicht geblendet wurde. Ich wollte ihn nicht reizen oder ihn herausfordern, er sollte ruhig bleiben. Obwohl er nicht mehr voll vom Schein getroffen wurde, sah ich doch sein Gesicht. Und ich ließ ihn auch nicht aus den Augen.

Die Hand mit dem Messer hatte sich noch nicht bewegt. Nach wie vor befand sich die Klinge etwa in Halshöhe. Er trug dieses Messer nicht umsonst, wahrscheinlich tötete er damit.

Menschen?

Ein schrecklicher Gedanke kam mir, eine schlimme Vermutung. Vielleicht waren er und die Frau ein eingespieltes Team, so daß sie ihn mit neuen Opfern versorgte.

In dieser kleinen Stadt war alles möglich. Ich rechnete hier mit dem schlimmsten.

Noch hatte niemand von uns gesprochen. Wir starrten uns nur an, und auch der Bärtige sagte keinen Ton.

Dafür ich. »Wer bist du?«

Er zuckte zusammen, als er meine Stimme hörte und schüttelte den Kopf. Für mich ein Beweis, daß er keine Antwort geben wollte.

Ich versuchte es auf eine andere Art und Weise, streckte meinen Arm aus und reichte ihm die Hand entgegen. »Ich heiße John«, sagte ich mit leiser Stimme.

Er starrte auf meine Hand. Dann hob er den Blick und schaute mich an.

Verdammt, es fiel mir schwer zu lächeln, aber ich tat es.

Und er reagierte auf seine Weise.

Der Irre stach zu.

Ich sah die Bewegung kaum, das Messer blitzte, und im letzten Moment zog ich die Hand noch weg, so daß die Klinge meine Finger verfehlte und in den harten Lehmboden rammte, wo sie erst einmal steckenblieb. Als der Irre sie herausziehen wollte, traf ihn mein Tritt.

Der Mann gurgelte auf und fiel zurück. Ich hatte Zeit, das Messer an mich zu nehmen.

Der Bärtige war auf dem Rücken liegengeblieben und hielt sich seine Schulter. Sein Mund stand offen. Unartikulierte Laute drangen daraus hervor, in seinen Augen flackerte die Angst, da ich jetzt das Messer besaß, und plötzlich verspürte ich Mitleid.

»Es ist gut, mein Freund«, sagte ich. »Dir tue ich nichts. Du bist vielleicht der Harmloseste hier. Laß uns Freunde, sein.«

Er lauschte dem Klang meiner Stimme nach, als wäre es ein fernes Glockenläuten. Er erwiderte dabei nichts, und als ich meine Hand in die seine legte, da drückte er zu. Für mich ein Zeichen, daß er dennoch begriffen hatte.

Und auf einmal brach der Damm, der seinen Informationsfluß bisher gestoppt hatte. Der junge Mann fing an zu reden. Ein wahrer Wortschwall brach aus ihm hervor. Ich konnte zwar Italienisch, verstand allerdings nichts, weil der Junge zu schnell sprach und noch alles dabei durcheinander warf.

Abrupt stockte sein Redefluß. Er drehte den Kopf und schaute nach oben, wobei er sagte: »Da, da…«

Es wurde etwas heller. Das Licht meiner Lampe vermischte sich mit dem aus der Luke fallenden. Die Frau hatte die Klappe an der Decke

hochgezogen.

Schemenhaft sah ich ihr Gesicht, wie es als bleiches Oval inmitten des Vierecks schimmerte.

Der Irre sprang auf und reckte seine Arme in die Höhe. Immer wieder sagte er: »Mama, Mama…«

Da wußte ich Bescheid. Das waren Mutter und Sohn. Sie hatte ihr eigen Fleisch und Blut hier im Keller versteckt, wahrscheinlich, weil er zu gefährlich war.

Ich erhob mich. »Wie sieht es aus?« fragte ich die Frau.

»Sie können hoch.«

Das tat ich auch. In den Knien federte ich durch, dann stieß ich mich ab, sprang, und es gelang mir, meine Hände um den Rand der Luke zu klammern.

Mit einem Klimmzug zog ich mich hoch, wobei ich neben der Frau stehenblieb.

Ich brachte ihr zwiespältige Gefühle entgegen. Einerseits mußte ich ihr dankbar sein, daß sie mich vor den Verfolgern versteckt hatte, andererseits hatte sie mich in eine weitere Lebensgefahr gebracht, denn mit einem bewaffneten Geistesgestörten auf engstem Raum zusammenzuhocken, ist nicht gerade ein Kinderspiel.

»Luigi«, rief sie. »Bleibe ruhig. Ich komme gleich zu dir.« Mit diesen Worten schloß sie die Luke wieder.

Ich schwieg und schaute der Frau zu, wie sie sich vor dem primitiven Holztisch niederließ. Ihr Gesicht wurde vom Schein der Kerzen angeleuchtet.

Ich erkannte, daß die Frau allerhand mitgemacht hatte. Das Leben hatte sie gezeichnet. Falten, Runzeln, sie wirkten wie eine Landkarte auf der Haut.

Ich zog das Messer und legte es auf die Fensterbank. »Damit hätte mich ihr Sohn fast getötet«, sagte ich.

Sie hob die Schultern.

»Wollten Sie mich umbringen lassen?«

»Nein, Signore.«

»Dann geben Sie Ihrem Luigi auch nicht so eine gefährliche Waffe in die Hand.«

»Er braucht sie.«

»Wofür?«

Sie hob den Kopf. Ihr Mund bestand aus nur zwei dünnen Strichen, Lippen konnte man sie kaum nennen. »Ich gebe ihm zu Essen. Der Junge muß das Fleisch schneiden.«

»Oder andere töten.«

»Nein, das hätte er nicht getan.«

»Ich habe es rechtzeitig verhindern können«, hielt ich ihr entgegen.

»Es tut mir leid. Der Herr wird mir verzeihen.«

Ich wunderte mich, den Namen Gottes in diesem Ort zu hören, wo doch alles auf Schwarze Magie ausgerichtet war. Diese Verwunderung sprach ich auch aus.

Da lachte die Frau bitter auf. »Nein, nicht alle Menschen folgen den schwarzen Engeln. Die Frauen nicht, sie verbergen sich in ihren Häusern und dürfen nur heimlich auf die Straße. Sie wollen mit den beiden Engeln nichts zu tun haben, aber die Männer, die folgen ihnen, die beten sie an.«

»Und Ihr Sohn?« fragte ich.

»Luigi war Küster in diesem Dorf. Er war beliebt und sehr gottesfürchtig. Dann kamen die schwarzen Engel, und er stellte sich gegen sie. Sie haben sich gerächt und ihm den Verstand genommen. Ich kann mich noch genau an den Tag erinnern. Don Causio kam mit einem Wagen. Es war ein vergitterter Käfig. Dort sah ich meinen Sohn. Er tobte und schrie. Die anderen lachten, als sie die Käfigtür öffneten und mir meinen Sohn einfach vor die Tür warfen wie einen schmutzigen Lappen. Dabei kamen sie sich noch barmherzig vor, weil sie ihn nicht getötet hatten. Aber es wird eine andere Zeit kommen, dessen bin ich mir sicher. Eine Zeit der Rache und der Abrechnung. Dann sollen die anderen erleben, wie es ist, wenn man gedemütigt wird.« Sie schaute mich an, und ich nickte meine Zustimmung.

»Ich habe eine Kirche gesehen«, sagte ich. »Hat Nareno keinen Pfarrer mehr?«

»Es ist ein noch traurigeres Kapitel«, erwiderte die verhärmte Frau. »Wir haben einen Pfarrer. Auch er lebt noch, aber er kann nichts tun, denn sie haben ihn geblendet!«

Ich zuckte zusammen. Was diese Frau mir da innerhalb von zwei Minuten mitgeteilt hatte, war verdammt schlimm.

Der Pfarrer geblendet, der Küster geistesgestört. Die schwarzen Engel und ihre Helfershelfer wußten, wie sie sich die Gegner vom Hals schafften.

»Aber er ist normal – oder?« wollte ich wissen.

»Ja, das schon.«

»Dann könnte ich mit ihm sprechen?« Die Frau schaute mir ins Gesicht. »Was wollen Sie, Fremder? Fliehen Sie, bleiben Sie nicht. Sie können den Kampf nicht gewinnen. In dieser Stadt gibt es keine Freunde.«

»Ich habe eine Aufgabe zu erfüllen und werde sie auch durchführen«, erwiderte ich.

»Sie sind todesmutig.«

»Kaum, wenn Sie mir helfen, wird es vielleicht klappen.«

»Wie sollte ich Ihnen helfen? Ich bin eine alte, ausgebrannte Frau, ich kann nichts mehr.«

»Bringen Sie mich mit dem Pfarrer zusammen.«

»Das geht nicht.«
»Und warum nicht?«
»Wir müßten durch das Dorf. Man würde uns sofort sehen, und dann wären wir erledigt. Das kann ich nicht riskieren, weil ich auf meinen Sohn achten muß.«
Das verstand ich gut und sagte es auch der Frau. Danach bat ich sie, mir den direkten Weg zur Kirche oder zum Pfarrhaus zu beschreiben.
»Sie wollen dort hin?«
»Ja.«
»Das ist Ihr Tod.«
»Ich habe Ihnen bereits einmal von meiner Aufgabe berichtet. Ich werde davon nicht abgehen. Zudem befinde ich mich noch auf der Suche nach drei Freunden, die in dieser Stadt gefangen gehalten werden. Ich muß alles wagen.«
Die Frau verstand mich. »Vielleicht ist es besser, wenn Sie gehen. Und vielleicht haben Sie Glück.« Dann beschrieb sie mir den kürzesten Weg zur Kirche.
Ich hörte aufmerksam zu. Zum Glück brauchte ich nicht über den Platz zu laufen, sondern konnte mich durch die sehr engen Gassen bewegen. Ich hoffte nur, daß der Pfarrer mehr über die schwarzen Engel und deren Herkunft wußte.
Vielleicht konnte er mir dann helfen, sie zu vernichten und ihr grausames Erbe zerstören.
»Der Herr möge Ihnen Schutz und Beistand geben«, sagte die Frau zum Abschied. »Ich werde für Sie beten.«
Das sollte sie.

***

Es gab in Nareno einen großen und einen kleinen Brunnen. Der größere lag im Zentrum, ungefähr dort, wo sich auch der Marktplatz befand. Da wollte ich nicht hin, denn an diesem Ort hätte man mich zu leicht entdecken können.
Der kleinere Brunnen war für mich so etwas wie ein Fixpunkt. Von der Stelle aus hatte ich es nicht mehr weit bis zu meinem Ziel. Lange wollte ich mich bei dem Pfarrer nicht aufhalten, denn ich wußte auch meine Freunde in Gefahr. Sie befanden sich in den Händen eines gefährlichen Mannes, und den schwarzen Engeln würde es Spaß bereiten, sie zu töten.
Noch immer war das kleine Dorf ein einziger Backofen. Obwohl die Sonne ein wenig weitergewandert war, brannte sie nach wie vor vom wolkenlosen Himmel. In den Gassen tanzte die heiße Luft. Mir brach augenblicklich der Schweiß aus allen Poren, jede Bewegung erforderte eine doppelte Anstrengung.
Wenn ich ein paar Meter gelaufen war, suchte ich jeweils in

Hauseingängen Deckung und schaute nach, ob die Luft rein war. Bis jetzt hatte ich Glück gehabt, kein weiterer Verfolger war mir in die Quere gekommen. Unangefochten konnte ich die enge Gasse hinunterlaufen, die mich zum ersten Etappenziel, dem kleinen Brunnen, brachte.

Schon bald sah ich ihn. Er stand auf einem kleinen Platz, war aus Stein gebaut worden, rund, und auf der Oberfläche des Wassers schwammen Blätter und Holzstückchen.

Der Brunnen befand sich an einer Gassenkreuzung. Nicht einmal spielende Kinder hielten sich dort auf, einsam und verlassen stand der Brunnen in der Sonnenglut.

Ich passierte ihn.

Von mir aus gesehen mußte ich die linke Gasse nehmen. Sie führte an die Rückseite der Kirche, wo auch das kleine Pfarrhaus lag. Rasch lief ich den Weg, erreichte die tiefste Stelle des Dorfes und orientierte mich nach rechts, wo ein Zypressenbaum stand. Von ihm hatte die Frau ebenfalls gesprochen. Ich mußte an dem Baum vorbei und sah links von mir eine mannshohe weiße Mauer, die aus unterschiedlich großen Steinen gebaut worden war. Sie umgab den kleinen Friedhof des Dorfes, der sich direkt an das Pfarrgelände anschloß.

Ich wunderte mich, daß mir keiner der Männer über den Weg gelaufen war.

Die Häscher hatten sich seltsamerweise sehr zurückgehalten. Sie führten irgend etwas im Schilde, denn daß sie aufgegeben hatten, daran wollte und konnte ich nicht glauben.

Ich ließ auch den Friedhof hinter mir und sah dann die kleine Kirche aufragen. Auch sie war aus weißen Steinen erbaut, besaß einen viereckigen Turm, der oben mit einigen Fenstern versehen war. Durch eines konnte ich die Glocke sehen. Die Tür zur Kirche stand offen.

Das wunderte mich ein wenig, denn der Vorplatz war frei. Es kam niemand, um den Gottesdienst zu besuchen. Voll trafen die Sonnenstrahlen die kleinen, hellen Steine auf dem Platz, mit denen er bedeckt war.

Es blieb mir keine andere Möglichkeit. Bevor ich das neben der Kirche stehende Pfarrhaus in Augenschein nahm, wollte ich erst im Gotteshaus nachschauen, ob ich den Pfarrer nicht dort fand.

Ich löste mich aus meiner Deckung und lief hastig über den Platz. Mit einem Sprung überwand ich die Eingangsschwelle und tauchte in das kühle Kirchenschiff.

Die Kirche war ziemlich klein. Deutlich hoben sich auf dem hellen Boden die dunkelbraunen Bänke ab. Sie waren leer. Niemand saß dort und betete.

Ich wagte mich ein paar Schritte vor und blieb neben einer Säule stehen. Von dieser Stelle aus besaß ich einen guten Blick auf den

Altar.
Ich erschrak.
In Geschichtsbüchern hatte ich Bilder von zerstörten Altären gesehen, von geplünderten Klöstern während der Sekularisationszeit, aber in natura hatte sich mir dieses Bild bisher noch nicht geboten.
Hier war dieser Alptraum zur Realität geworden.
Die Gegner der Kirche hatten den Altar brutal zerstört und buchstäblich zerhackt. Auch waren Bilder von den Wänden gerissen worden, es gab kein Kreuz mehr, keinen Tabernakel. Mir kam es vor, als hätten im oberen Kirchenschiff die Vandalen gehaust.
Etwas vereiste in meinem Innern.
Ich bin ein Mensch, der jede Religion respektiert. Den gleichen Respekt brachte ich auch den Religionen der Naturvölker entgegen, und mir wäre es nie in den Sinn gekommen, den Altar oder die Kultstätte irgendeiner fremden Glaubensgemeinschaft zu zerstören. Die, die das hier getan hatten, besaßen keine Moral mehr, sie waren wirklich Gefolgsleute des Bösen, Abkömmlinge der Hölle. Hart preßte ich die Lippen zusammen. Selbst aus dieser Entfernung war zu sehen, daß die Zerstörung noch nicht lange her sein konnte. Sie war noch ziemlich neu.
Und wo steckte der Pfarrer?
Plötzlich spürte ich ein drückendes Gefühl in der Magengegend. Ich ahnte die Gefahr, die sich unmittelbar um mich herum verdichtet hatte. Sie lauerte in der Nähe und war bereit, zuzuschlagen.
Und dann hörte ich die Stimmen.
Sie drangen nicht von außen an mein Ohr, sondern erklangen innerhalb der Kirche auf. Aber auch nicht vor mir, sondern über mir, wo sich auch der Turm befand.
Dort waren Menschen!
Ein paar Schritte ging ich weiter und entdeckte eine schmale Tür, hinter der die Treppe nach oben liegen mußte.
Als ich die Tür aufzog, stellte ich fest, daß ich mit meiner Vermutung nicht schiefgelegen hatte.
Eine Wendeltreppe wand sich durch den Turm in die Höhe. Die Stufen bestanden aus Stein, waren ziemlich hoch und auch eng. Zur linken Hand befand sich ein Geländer aus Schmiedeeisen mit einem schon leicht angerosteten Handlauf.
Ich stieg die Treppe hoch.
Auf Zehenspitzen ging ich, denn niemand sollte hören, wer sich von unten her näherte.
Die Stimmen wurden lauter, je mehr Stufen ich hinter mir ließ. Ein häßliches Lachen drang an meine Ohren und dann eine rauhe Stimme, die das Läuten der Glocke befahl.
Er hatte die Worte kaum ausgesprochen, als es schon geschah. Die

Kirchenglocke schlug.
Überlaut hörte ich das Geräusch. Ich brauchte selbst nicht mehr darauf zu achten, mich leise zu bewegen, das Dröhnen der Kirchenglocke übertönte alles.
Vier Wendel hatte ich hinter mir. In meinem Kopf klangen die Echos der schweren Glockenschläge wider. Noch ein Wendel, dann mußte ich mein Ziel erreicht haben.
Ich nahm die restlichen Stufen.
Wie vor eine Wand gelaufen, blieb ich stehen, denn die Szene, die sich meinen Augen bot, war so grauenhaft und unglaublich, daß sie mein Gehirn gar nicht fassen wollte.
Es waren vier Männer, herzlose Mörder, die den Pfarrer am Glockenseil erhängt hatten. Durch sein Pendeln und Gewicht schwang die Glocke hin und her…

***

Früher wurde in den unterirdischen Gewölben Wein gelagert. Aber das war lange her. Das Land besaß längst nicht mehr die Fruchtbarkeit, um soviel Wein abzugeben, daß er lange gelagert, und danach verkauft werden konnte.
Don Causios Vorfahren hatten dies frühzeitig genug erkannt und den Weinhandel aufgegeben.
Der Keller aber war geblieben und umfunktioniert worden zu einer Kammer des Schreckens.
Don Causio, der erste Diener der schwarzen Engel, war durch Italien gefahren und hatte das gesammelt, wofür sein Herz schlug.
Folter Instrumente!
Don Causio liebte das Mittelalter mit all seiner Pracht und mit all seinem Schrecken. Schon als kleiner Junge war er von den uralten Folterkammern fasziniert gewesen, und er hatte nie eine Burgführung ausgelassen, wenn sie auch in die Folterkeller führte.
Er wußte um das schreckliche Erbe der Borghias, kannte deren Methoden und hatte sie noch verfeinert und genauer studiert. In dieser Folterkammer erlebten Don Causios Feinde die Hölle.
Hier hatte er Menschen zum Wahnsinn getrieben oder geblendet, denn dieses Reich hatte kein Unbefugter bisher ohne Schaden zu nehmen verlassen können.
Und nun besaß er drei neue Opfer für die Folterkammer.
Zwei Männer und eine Frau!
Gelähmt waren sie durch die starke Magie der schwarzen Engel. Die beiden wußten genau, was sie ihrem Diener schuldig waren und womit sie ihm einen Gefallen erweisen konnten.
Don Causio kicherte, als er die letzten Stufen der alten Steintreppe hinter sich ließ und sein Reich betrat. Er hatte bewußt nichts

modernisiert, sondern alles so gelassen, wie seine Vorfahren es erbauten.

Der Keller besaß kein elektrisches Licht, es gab kein fließendes Wasser und keine Lichtschächte.

Hier herrschte die Dunkelheit und das Grauen. Dicke Wände schluckten die Schreie der Menschen, niemand sah und hörte, was tief unter der Erde geschah.

Don Causio machte Licht.

Er hielt eine brennende Fackel in der Hand. Die Flamme tanzte über dickes Pech und verbreitete einen ätzenden Geruch. Don Causio bewegte sich nach links und ging dort an der Wand entlang, wo die dicken Kerzen in eisernen Haltern standen.

Kerze für Kerze zündete er an. Er tat dies mit einer pedantischen Akribie und erfreute sich daran, wenn ein immer größerer Teil des Raumes erhellt wurde.

Andere wären vor Schrecken geflohen, aber Don Causio fühlte sich in seinem Element.

Der zuckende Widerschein der Flammen tanzte über die Folterinstrumente.

Obwohl sie schon sehr alt waren, hatte Don Causio sie sehr gepflegt und sozusagen auf Hochglanz gebracht. Er hatte die vorn Zahn der Zeit zerstörten Teile ausgewechselt und durch neue ersetzt. Da war die Streckbank ebenso in Ordnung wie das Rad oder andere Foltergeräte. In dem Kohlebecken lag frisches Material, die Tür zur eisernen Jungfrau stand offen. Sie gewährte einen Blick auf die Eisenstifte, die an der Innenseite der Tür angebracht worden waren.

Die Decke des Gewölbes war ziemlich hoch. Auch an ihr waren Haken und Ösen angebracht, durch die Taue und Stahlseile führten, wobei alle ihre bestimmte schreckliche Funktion besaßen.

Don Causio hatte die Kerzen entzündet und schaute sich in seinem Reich um.

Daß er zufrieden war, konnte man seinem Nicken entnehmen, als er die Pechfackel schließlich in einen Halter stellte, wo sie langsam weiterbrannte.

Er seufzte und wischte sich über das Gesicht. Es tat gut zu wissen, daß letzten Endes alles gut verlaufen war. Die schwarzen Engel würden siegen, dafür hatte er gesorgt.

Jetzt fehlte nur noch das Wichtigste. Die drei Fremden, die in dieser Folterkammer den Tod erleiden sollten.

Don Causio stieg die Treppe hoch. Es war das einzige, das er haßte. Diese lange Treppe, die ihm so viele Schwierigkeiten bereitete, denn wegen seiner Körperfülle tat er sich schwer, die Stufen nach oben zu steigen. Er geriet, dabei immer außer Atem, doch die Vorfreude auf das, was bevorstand, ließ ihn die Mühen dann sehr schnell wieder

vergessen.

Oben blieb er stehen. Die Tür stand offen. Er konnte einen Blick in die große Halle werfen, die die untere Etage dieses prachtvollen Hauses beherbergte.

Der Boden war mit kostbarem Marmor ausgelegt, der auch noch bei der größten Hitze kühlte. Vorhänge dunkelten die Fenster ab, damit gerade noch soviel Licht hereinfiel, um sich orientieren zu können. Die Gefangenen lagen auf dem Boden.

Von den Dorfbewohnern waren sie hereingeschleppt worden und nebeneinander gelegt worden.

Sie rührten sich nicht.

Hinter ihnen standen die vier Männer. Kräftige Burschen, die auch etwas tragen konnten.

Don Causio lächelte.

Die Leute gehorchten ihm, und das war gut so. Sie alle waren von ihm abhängig, er hatte dafür gesorgt, daß sie zu Dienern der schwarzen Engel wurden.

»Wo ist der vierte?« fragte Don Causio abermals.

»Wir suchen ihn noch.«

»Was heißt wir?« Causio wurde ärgerlich. »Andere suchen ihn oder nicht?«

»Ja.«

Don Causio nagte auf seiner Lippe. Er dachte hin und her. Lange wollte er nicht mehr warten, deshalb hatte er sich entschlossen, die drei schon vorher in die Folterkammer zu schaffen. Wenn sie schrien, würde der vierte freiwillig kommen.

»Bringt sie nach unten!« befahl er.

Die Männer nickten und bückten sich. Einer war besonders stark. Er hievte Suko hoch, packte ihn unter die Achseln und schleifte ihn auf die Treppe zu.

Der Chinese war blaß. Sein Gesicht schien eingefroren zu sein. Die Magie der schwarzen Engel hatte ihn sehr hart getroffen. Wenig später befanden sich die drei Gefangenen in der Kammer.

Don Causio blieb stehen und rieb seine Hände mit den kleinen Wurstfingern.

»So«, sagte er. »jetzt wollen wir mal sehen, wo wir euch hinschaffen.«

Er schaute sich um.

Die Streckbank vielleicht für diesen Chinesen und das Rad für die Frau?

Durchaus möglich. Dann bliebe noch dieser Kleine mit der grünlich schillernden Haut. Aus ihm wurde Don Causio überhaupt nicht schlau, er war ein seltsamer Mensch, falls man ihn als Mensch bezeichnen sollte.

Don Causio nickte. Ja, die ersten Überlegungen waren wohl die

besten gewesen. Er gab seinen Männern ein Zeichen, die dies sofort verstanden.

Suko wurde hochgewuchtet. Wenig später lag sein Körper auf der Streckbank.

Arme und Beine wurden festgebunden. Die Stricke umschnürten seine Gelenke.

Dann kam Kara an die Reihe. Auch bei ihr hatte sich Don Causio nicht anders entschieden.

Die Schöne aus dem Totenreich wurde auf das Rad gespannt.

Blieb Myxin.

Für ihn hatte Don Causio einen Bottich vorgesehen, in den der kleine Magier gesteckt wurde. Dieser Bottich besaß an den Innenwänden lange Stahlnägel, die durch außen angebrachte Schrauben verstellt werden konnten. In der Mitte befand sich eine Öffnung, damit ein Mensch dort hineinpaßte.

Myxin paßte.

Die Nägel befanden sich so dicht an seinem Körper, daß er sich nicht rühren konnte, ohne sich zu verletzten.

Eine wahrhaft teuflische Methode und von einem Teufel in Menschengestalt erdacht. Don Causio war zufrieden. Und auch die schwarzen Engel würden zufrieden sein, denn er hatte ihnen den Weg geebnet, die Feinde waren ausgeliefert. Sollten die Engel zusehen, was sie mit ihnen anstellten.

Aber ausprobieren konnte er die Geräte.

Er trat an das Rad. Seine vier Helfer hielten sich im Hintergrund des Gewölbes auf. Sie wußten, was kam, und bisher hatte sich niemand von ihnen eingemischt.

Don Causio wollte das Rad drehen.

Im gleichen Augenblick hörte er die Glocken. Seine Hand, die schon den Griff berührt hatte, zuckte wieder zurück. Er selbst duckte sich zusammen, legte den Kopf schief und lauschte mit angespannten Sinnen.

Ja, das waren die Kirchenglocken, die um diese Zeit läuteten. Aber weshalb?

Das war seit Monaten nicht mehr geschehen. Der Pfarrer konnte es nicht mehr, ihn hatten sie aus dem Spiel geschafft. Also mußte etwas anderes dahinterstecken.

Ob dieser Blonde das vielleicht war?

Nur schwach waren die Klänge zu hören, sie glichen einem verwehenden fernen Echo, aber es waren Glocken.

Don Causio entschloß sich, die Männer zu fragen. »Was hat das zu bedeuten?«

»Wir wissen es nicht.«

»Seht nach.«

»Alle?«
»Nein, zwei genügen.«
Die Hälfte der Männer wandte sich der Treppe zu. Sie stiegen die Stufen hoch und verschwanden.
Don Causio blickte ihnen nach. Als sie nicht mehr zu sehen waren, wandte er sich wieder dem Rad zu, auf das er die Frau hatte spannen lassen.
Er schaute ihr ins Gesicht.
Diese Frau war eine Schönheit. Ihr Haar schimmerte dunkel, wie das Gefieder eines Raben, das Gesicht war ein wenig blaß, die Wangenknochen sprangen etwas vor, die Augen erinnerten Don Causio an zwei dunkle Rotweintrauben.
Auch wenn sie sie jetzt geschlossen hielt, bei der ersten Begegnung hatte der Mann die Farbe genau gesehen.
Er dachte daran, daß es eine Frau bei ihm nie lange ausgehalten hatte. Don Causio hatte auch immer nur genommen, nicht gegeben, und den Fehler wollte er nicht einsehen. Für ihn waren die Frauen mehr Sklavinnen als Partnerinnen, es zählte nicht Liebe, sondern Gewalt. Als Causio Kara jetzt sah, da wurde er wieder von dem Gefühl übermannt, die Frau besitzen zu wollen, als sein Eigentum. Und er dachte sofort daran, sie zu zwingen.
Sie trug ein langes violettes Kleid. Der Stoff war sehr dünn, doch da er in mehreren Bahnen übereinanderlag, war er nicht durchsichtig.
Don Causio streckte seine Hand aus. Er sah, daß die schwarzhaarige Frau unter den beiden ersten Stoffbahnen einen Gürtel trug.
Was war der Grund?
Mit spitzen Fingern faßte Don Causio zu und schlug die beiden Lagen auseinander.
Seine Augen wurden groß. Die Frau – und das hatte er bisher nicht bemerkt – versteckte unter dem Kleid eine Waffe.
Ein Schwert!
Es steckte in einer Scheide. Als der Diener des Bösen genauer schaute, sah er die Klinge, die aus Gold bestand.
Unwillkürlich stockte sein Atem.
Ein Schwert mit einer goldenen Klinge. So etwas hatte er noch nie gesehen.
Wie kam die Frau daran?
Egal, jetzt befand sie sich in seiner Gewalt, und alles, was ihr gehörte, ging nun in seinen Besitz über. Auch das Schwert mit der goldenen Klinge.
Don Causio schaute genauer hin. Die Klinge war nicht so breit wie die bei einem normalen Schwert, sondern viel schmaler. Sie glich eher der eines Degens.
Das Herz des Mannes klopfte schneller. Dieses Schwert faszinierte ihn

noch mehr als seine Trägerin. Er mußte es einfach besitzen. Wie von selbst fand seine Hand den Griff, umklammerte ihn und wollte das Schwert aus der Scheide ziehen.

Da schlug Kara die Augen auf!

***

Es gibt Szenen, da ist man einfach sprachlos vor Entsetzen und Grauen.

So erging es mir.

Im ersten Moment war ich unfähig zu handeln. Ich starrte auf den Mann, den diese vier Menschen am Glockenseil aufgehängt hatten, und der noch nicht tot war.

Nicht tot!

Ich hörte ihn nicht atmen, dazu war der Glockenklang zu laut, aber ich sah, wie er sein Gesicht bewegte, seinen Mund, die Lippen, wie die Wangen zuckten.

Und da drehte ich durch.

Meine eigene Sicherheit war plötzlich zweitrangig geworden. Hier ging es um mehr, und ich kam über die Männer wie eine Sturmbö.

Der erste wurde von meinem Faustschlag regelrecht durch die Luft katapultiert und riß einen weiteren mit um. Dadurch hatte ich freie Bahn und außerdem das Glück, daß der Pfarrer soeben auf mich zuschwang und ich ihn packen konnte.

Mit beiden Händen hielt ich in fest, umklammerte dann seinen Rücken und streifte ihm mit der freien rechten Hand die Schlinge über den Kopf. Das alles nahm nicht mehr als drei Sekunden in Anspruch. Ich ließ den Pfarrer zu Boden fallen und sah den dunkelroten Ring an seinem Hals, wo die Schlinge gesessen hatte.

Er hatte sich schräg in die Haut gebrannt und einen Abdruck hinterlassen. Aber gerade diese Schräge bewies mir, daß die vier Männer keine Fachleute waren, so makaber sich dieser Satz auch anhört. Wären sie gewesen, dann lebte der Geistliche sicherlich nicht mehr.

Einen Gegner hatte ich ausgeschaltet. Meinen Faustschlag hatte er nicht überstanden. Der Mann war bewußtlos am Boden liegengeblieben und rührte sich nicht.

Drei blieben noch übrig, und die hatten ihre Überraschung nun verdaut. Für sie war ich der Eindringling, der Feind, der ihnen den Lohn ihrer »Arbeit« nahm.

Ein Kampf war nicht mehr zu vermeiden.

Viel Platz hatten wir nicht, denn auf dem Glockenturm herrschte eine ziemliche Enge. Durch die kleinen Fenster fiel genügend Licht, um alles überblicken zu können. Das Holzgestänge der Glocke befand sich über unseren Köpfen, ansonsten waren die Wände glatt und weiß. Es

existierten nirgendwo Halterungen oder Griffe, wo ich mich hätte abstützen können.

Die schmale Wendeltreppe begann hinter mir. Zwei Schritte, mehr Distanz befand sich nicht zwischen ihr und mir.

Die Gegner kamen.

Sie besaßen zwar Waffen, aber die hatten sie zur Seite gelegt, als sie den Pfarrer hängen wollten. Für mich erwies sich das nur als Vorteil. Ich ließ sie auch gar nicht erst dazu kommen, die Waffen aufzunehmen, denn ich zog meine Beretta und führte die Waffe in einem Halbkreis von links nach rechts.

»Va bene, amigos, und nun hebt schön die Hände!« Meine Stimme klang scharf und unterstrich die Worte noch.

Ratlos schauten sie sich an.

»Hoch die Pfoten!« schrie ich. Ich rief gegen das langsame Ausschwingen der Glocken an.

Sie gehorchten zögernd. Diese Männer standen zwar unter dämonischem Einfluß, aber gewisse Spielregeln kannten sie noch immer. Sie wußten, daß derjenige, der die Waffe in der Hand hielt, sich in der stärkeren Position befand.

Zwischen den Männern und mir lag der Pfarrer. Er stöhnte und griff sich an den Hals, wo der Strick abgefärbt war. Dort mußte er starke Schmerzen verspüren.

Den Männern Fragen zu stellen, hatte keinen Sinn. Erstens hätte mich das zu lange aufgehalten, und zweitens hätten sie sie mir sicherlich nicht beantwortet.

Deshalb hatte ich mich für die einfachste Lösung entschieden. Ich wollte sie ausschalten.

»Umdrehen!«

Sie verstanden den Befehl wohl, aber sie gehorchten nicht, sondern blieben stehen.

Und dann hatte ich Pech.

Jemand kam mir in die Quere, mit dem ich überhaupt nicht gerechnet hatte.

Es war der Pfarrer. Eigentlich trug ich die Schuld, denn ich hätte daran denken sollen, daß der Mann geblendet worden war und nichts sehen konnte.

So aber passierte es.

Am Boden liegend tastete der Pfarrer umher, fand auch mein Bein, und bevor ich mich versah, hakten sich seine Finger im Stoff der Hose fest. Ich geriet ins Taumeln und verlor deshalb für wenige Sekunden die Übersicht.

Das war natürlich die Chance für die drei Kerle.

Wie die Geier kamen sie und stürzten sich auf mich.

Ich hatte noch mit dem Gleichgewicht zu kämpfen, als ich von

zweien gleichzeitig angesprungen wurde und zu Boden fiel. Sie krachten auf mich, und ich spürte ihre Füße, wie sie meinen Leib trafen. Zudem schlug ich auch noch mit dem Hinterkopf gegen den Boden und sah Sterne vor meinen Augen platzen.

Danach ging es mir schlecht.

Die Kerle wußten, wie sie mich fertigmachen konnten. Einer hatte sich auf meine Beine gehockt, der andere saß auf meiner Brust, winkelte jetzt den Arm an und preßte mir das Stück zwischen Gelenk und Ellbogen gegen die Kehle.

Mir gelang es noch, einen Blick zwischen die beiden Männer zu werfen, und ich sah den dritten, der sich über den blinden Pfarrer gebeugt hatte und ihn hochriß.

Er wollte ihn umbringen.

Was die anderen nicht geschafft hatten, daß wollte der dritte nun vollenden und den Pfarrer aufhängen.

Dieses Wissen beschleunigte meine Reaktion und verdoppelte meine Kräfte.

Ich mußte diese verdammten Kerle, die mich hier festnagelten, loswerden. Leider kam ich nicht an meine Beretta heran. Sie war mir beim Fall aus den Fingern gerissen worden.

Der Kerl über mir drückte mit aller Kraft gegen meinen Hals. Ich hatte die Augen aufgerissen und starrte in ein schweißfeuchtes Gesicht, in dem ein dichter Bart wuchs. Aus dem Mund drang mir eklig riechender Atem ins Gesicht. Er roch nach scharfen Gewürzen, faulig und einem Hauch von Knoblauch.

Die rechte Hand bekam ich frei, weil der Typ, der mir auf den Beinen hockte, für einen Augenblick nicht achtgab. Sofort krümmte ich sie und hämmerte sie dem anderen in den Nacken. Der Schlag wurde durch den Jackenkragen gemildert, trotzdem zuckte der Typ zusammen und verzog das Gesicht.

Ein zweiter Schlag traf ihn. Und ein dritter. Ich war durch die erste Reaktion ermutigt worden.

Der Mann riß seinen Mund noch weiter auf. Er zuckte förmlich hoch, seine Hand verschwand von meiner Kehle, und den nächsten Hieb führte ich mit dem Ellbogen aus.

Die Spitze traf ihn in das Dreieck der Brustgrube.

Eine Sekunde später hatte ich Platz. Der mordwütige Mensch krachte neben mir zu Boden.

Blieb noch der eine.

Er saß weiterhin auf meinen Beinen, aber er hatte plötzlich ein Messer gezogen.

Stoßbereit hielt er die verdammte Waffe in der Hand und hieb damit zu, als ich meinen Oberkörper in die Höhe schwang, wobei ich meinen rechten Arm ausstreckte.

Mit der Hand fing ich den herabsausenden Arm ab. Eine Armbreite zitterte die Klinge vor meinem Gesicht. Durch diesen Angriff hatte er auch sein Gewicht verlagert, so daß ich mit dem linken Bein freikam.

Ich zog es unter dem Mann hinweg, winkelte es an und trat zu. Der Tritt traf ihn an der Seite und schleuderte ihn von mir weg zu Boden, wo er sich zusammenkrümmte.

Ich kam hoch.

Trotz dieser langen Beschreibung hatte der Kampf nur Sekunden gedauert.

Diese Zeitspanne hatte der dritte Mann zu nutzen gewußt. Er wollte den Auftrag unbedingt ausführen und den Pfarrer erhängen. Fast hatte er ihn soweit.

Der Geistliche war einfach nicht in der Lage, sich zu wehren. Seine Kräfte reichten nicht aus. Er stemmte sich zwar gegen den Boden, doch der Griff des anderen war bedeutend stärker. Der Mann riß ihn kurzerhand mit. Er hatte auch schon die Schlinge gepackt, als ich bei ihm war.

An der Schulter schleuderte ich ihn herum.

Für den Bruchteil einer Sekunde schaute ich in sein überraschtes, aber auch erschrecktes Gesicht, dann traf ihn eine Linke und eine Rechte hinterher.

Plötzlich spielte er Segelflieger. Verzweifelt ruderte er mit den Armen, wollte sich fangen, torkelte zurück und übersah den Durchgang zur Wendeltreppe.

Er stieß nicht einmal einen Schrei aus, als er die erste Stufe verfehlte. Der Mann verschwand, ich hörte den mehrmaligen Aufprall und das Klatschen, dann war von diesem Kerl nichts mehr zu sehen.

Ich atmete auf.

Langsamer drehte ich mich um.

Vier Gegner hatte ich ausgeschaltet. Ein verdammt mühseliges Stück Arbeit.

Einer war bewußtlos, die anderen lagen stöhnend am Boden, sie erholten sich nur schwer von den Treffern.

Ich hob die Beretta auf, steckte die Klinge des Messer in einen Spalt, zertrat sie und kümmerte mich dann um den geblendeten Geistlichen.

Er lehnte zitternd an der Wand, hatte seine Hände gegen die Wangen gepreßt und stöhnte dabei. Fürsorglich legte ich meinen Arm um seine Schultern.

Er spürte die Berührung und zuckte zusammen.

»Keine Angst«, sagte ich zu ihm, »die Gefahr ist gebannt.«

Er lauschte dem Klang meiner Stimme nach und fragte dann: »Wer sind Sie? Ich kenne Sie nicht. Ich habe Sie noch nie gehört? Sind Sie ein Fremder?«

»Ja.«

»Sie kommen nicht aus diesem Land?«
»Nein, Herr Pfarrer.«
»Und was wollen Sie hier?«
»Den Teufelsspuk beenden.«
Da lachte er bitter auf. »Das, Signore, wollte ich auch einmal, aber ich war zu schwach. Selbst mit der Hilfe des Herrn habe ich es nicht geschafft, doch seine Wege sind oft sehr rätselhaft und auch weise.«
»Vielleicht können wir es gemeinsam packen?«
»Nein, daran glaube ich nicht. Sie sind zu grausam und auch zu stark. Der Teufel hat diese Stadt in Besitz genommen und die Menschen zu seinen Dienern gemacht. Aber ich vergebe ihnen, denn sie wissen ja nicht, was sie tun.«
»Aber Sie wissen, wie alles geschehen ist?« fragte ich.
»Ja, das weiß ich.«
»Würden Sie es mir erzählen?«
Der Pfarrer hob den Kopf und legte ihn gleichzeitig schief. Er schaute mich aus seinen toten Augen an, und dieser Anblick ging mir unter die Haut.
Dann sagte er: »Sie haben das Haus des Herrn entweiht, sie haben es zerstört und alles zerschlagen, aber sie werden den Glauben nicht zerstören. Was Jahrhunderte gehalten hat, das wird auch in den nächsten Jahren Bestand haben. Wir sind die Ecksteine des Glaubens, und wir halten fest daran.«
Es waren starke, mutige Worte. Ich bewunderte den Pfarrer, der in dieser Situation die Kraft und den Mut fand, so zu reden. Ich hätte es nicht geschafft.
»Darf ich Ihren Namen wissen, mein Sohn?«
»John Sinclair.«
»Das klingt englisch.«
»Ich komme auch aus London.«
»Dann hat dich ein weiter Weg zu uns geführt, mein Sohn. Aber wie sagt der Herr? Kein Weg ist zu weit, kein Berg ist zu hoch, und kein Meer ist zu tief, als daß der Retter nicht zu euch kommen könnte. Gehen wir, mein Sohn, durch dich habe ich Mut gefunden, den Weg zu gehen, der vorgeschrieben ist. Der Herr hat mich auf wundersame Weise vor dem Tod gerettet, er wird mich auch weiterhin beschützen.«
Der Pfarrer faltete die Hände. Ein kurzes Gebet drang über seine Lippen.
Bewundernd schaute ich auf den schon älteren Mann mit den schlohweißen Haaren, die wie ein krauser Kranz seinen Kopf umwuchsen. Trotz der Falten im Gesicht, zeigte es noch eine jugendliche Frische. Der Pfarrer gehörte zu den Älteren, die innerlich jung geblieben waren. Man fand immer solche Menschen, und ich hatte jedesmal meine Freude daran. Das beste Beispiel war da wohl

meine Freundin Sarah Goldwyn, die Horror-Oma. Was sie allein für eine Energie aufbrachte, war schon sagenhaft.

Bevor wir gingen, hatte ich noch eine Aufgabe zu erledigen. Einige der Kerle waren mir inzwischen schon zu munter geworden. Mit wohl dosierten Schlägen schickte ich sie ins Reich der Träume.

Das war erledigt.

Dann stiegen wir die Treppe hinunter, wobei ich den Pfarrer am Arm faßte und ihn führte.

Gemeinsam stiegen wir die gefährlich schmale Treppe hinunter. Auf halber Höhe lag der, den meine Hiebe die Stufen hinuntergefegt hatten. Im ersten Augenblick hatte ich die Befürchtung, daß er nicht mehr lebte, doch als ich dann genauer nachschaute, stellte ich fest, daß er im tiefen Schacht der Bewußtlosigkeit lag. Das beruhigte mich sehr, schließlich war dieser Mann kein Dämon, sondern nur ein irregeleiteter Mensch gewesen.

Gespannt war ich darauf, was mir der Pfarrer zu berichten hatte. Vielleicht wußte er sogar die Lösung…

***

Don Causio erstarrte!

Doch nur für einen Moment. Dann zuckte seine Hand zurück, als hätte sie einen Stromstoß bekommen.

Die Frau hatte die Augen geöffnet!

Unglaublich.

Don Causio war durcheinander. Er wußte aus Erfahrung, daß die Magie der schwarzen Engel so lange anhielt, bis sie selbst kamen und sie auflösten.

Und diese Frau war stärker.

Causio trat einen Schritt zurück. Er spürte eine Woge in sich hochsteigen und gestand sich selbst ein, daß es die Angst war, die ihn da gepackt hielt. Angst hatte er an sich nie verspürt, er hatte sich immer auf die Engel und deren Schutz verlassen, doch nun mußte er völlig allein mit dem Problem fertigwerden, denn seine beiden Männer konnte er nicht zählen.

Don Causio schwitzte. Er starrte auf Kara, die zwar aus dem tiefen magischen Schlaf erwacht war, sich dennoch erst zurechtfinden mußte. Sie hatte dabei das Gefühl, daß ihr Körper in Eis gelegen hätte und er erst jetzt langsam auftaute.

Bewegen konnte sie sich nicht, aber das hing nicht mit ihrem vergangenen Zustand zusammen, sondern dafür trugen allein die Fesseln die Verantwortung, die sowohl ihre Hand als auch die Fußgelenke umspannten.

Und ihre Lage war äußerst unbequem. Erst jetzt merkte sie, daß dieser menschliche Satan sie auf ein Folterrad gespannt hatte. Ihr

Rücken war durchgebogen wie eine Sehne, die Stricke schnitten ins Fleisch, aus eigener Kraft war es unmöglich, sich zu befreien, dies erkannte sie sehr deutlich.

Der Mann stand vor ihr.

Die Blicke trafen sich, und Kara sah sehr wohl, daß dieser Don Causio durcheinander war. Irgend etwas mußte ihn aus dem Konzept gebracht haben.

»Wer bist du?« fragte Don Causio.

Kara vernahm die Worte und sammelte all ihre Kräfte, um antworten zu können. »Ich heiße Kara, aber den Namen kennst du ja bereits.«

»Ja.« Er wollte noch etwas sagen, holte auch schon Luft, doch er fand wohl nicht die richtigen Worte, nur das Fett in seinem Gesicht geriet in schwingende Bewegungen.

Kara bekam Zeit, sich in dieser Folterkammer näher umzusehen. Den Kopf konnte sie ein wenig bewegen, und sie erschrak, als sie erkannte, was dieser Don Causio mit ihren Freunden gemacht hatte.

Myxin steckte in einem Trog, wobei nur sein Kopf über dem Rand hervorschaute. Der Widerschein der Kerzen warf ein wechselndes Spiel von Licht und Schatten über sein Gesicht. Myxin befand sich noch im tiefen magischen Schlaf.

Kara sah keine Anzeichen, daß er schnell daraus erwachen würde.

Ein paar Schritte weiter lag Suko.

Ihm ging es nicht besser als ihr oder Myxin. Don Causio hatte ihn auf eine Streckbank gespannt, und diesem Folterinstrument hatte auch ein Kämpfer wie Suko nichts entgegenzusetzen.

Causio kannte alle teuflischen Tricks, er spielte und reizte sie voll aus.

Alle Folterinstrumente waren so angeordnet, daß jeder jeden sehen konnte.

Wurde der eine gefoltert, mußten die anderen schon die Augen schließen, um nichts mitzubekommen, aber man hörte seine Schreie, und das war ebenso schlimm.

Don Causio hatte sich inzwischen auf die neue Situation eingestellt. Kara sah, wie er sich einen innerlichen Ruck gab, und sich seine Gestalt straffte.

Jetzt passiert es, dachte sie!

Don Causio ließ sich Zeit. Nur seine Finger der rechten Hand umklammerten den Hebel des Schwungrades, mit dem er das Rad in Bewegung setzen konnte.

»Hast du Angst?« fragte er.

»Nein.«

»Warum nicht? Jeder Mensch hat Angst gehabt, den ich hier festgebunden habe.«

»Vielleicht bin ich kein Mensch.«

Diese Antwort überraschte Don Causio. Er mußte sie erst verdauen und suchte dann nach einer neuen Formulierung oder nach einer Antwort. »Wenn du kein Mensch bist, wer bist du dann?«

»Das herauszufinden, überlasse ich dir«, erwiderte Kara und lächelte spöttisch.

Don Causio zuckte zusammen. »Bis jetzt habe ich mich noch zurückgehalten, aber ich brauche nur an diesem Hebel zu ziehen, und das Rad wird sich drehen. Was dann geschieht, kannst du dir ja vorstellen. Da wird sich herausstellen, ob du ein Mensch wirst. Ich höre dich jetzt schon schreien. Ja, ich freue mich auf deine Schreie, denn sie werden den anderen herlocken.«

An John Sinclair hatte Kara natürlich auch gedacht und auch Hoffnungen auf ihn gesetzt. Er befand sich als einziger von ihnen noch in Freiheit, und wie sie John kannte, würde er alles daransetzen, um sie zu befreien.

Die Schreie sollten ihn her locken!

So weit wollte es Kara erst gar nicht kommen lassen. Sie mußte sich etwas einfallen lassen, und wenn es nur ein harter Bluff war, mit dem sie den anderen schockte.

Kara ging davon aus, daß sie allein mehr Widerstandskraft gegen die Magie der schwarzen Engel besaß, als die anderen, die nach wie vor bewußtlos dalagen.

Und das sagte sie auch.

»Das war ein Zufall«, erklärte Don Causio. »Du bist nicht stärker als die schwarzen Engel. Sie allein sind die Herrscher, und auch du kannst sie nicht besiegen.«

»Bist du dir da so sicher?«

»Ja.«

»Dann versuch es!«

Don Causio war überrascht. Er schnappte nach Luft, konnte nicht begreifen, daß jemand ihn freiwillig aufforderte, mit der Folter zu beginnen.

»Ich widerstehe ihr!« sagte Kara.

»Aber wie?« schrie der Mann. »Wie willst du mir widerstehen? Du bist gefesselt, wehrlos, das ist alles.« Er redete sich in Wut, in Rage, denn er wollte nicht wahrhaben, daß diese gefesselte Frau ihm unter Umständen widerstehen konnte.

So etwas durfte nicht sein, denn es brachte sein schwarzmagisches Weltbild ins Wanken.

Kara war wirklich eine besondere Frau. Sie hatte bereits zweimal gelebt.

Einmal in Atlantis, bei ihrem Vater, einem hochbegabten Magier der Weißen Magie. Als er starb, hatte Kara sein Erbe übernommen und unter anderem das Schwert mit der goldenen Klinge bekommen. Es

sollte von einem Wesen stammen, das sich der »Seher« nannte, doch genau wußte das niemand. Karas Vater starb und ließ seine Tochter in all ihrem Schmerz allein zurück. Der Schmerz war so stark, daß Kara zum Trank des Vergessens griff. Als sie den aus unbekannten Kräutern und Essenzen hergestellten Trank zu sich genommen hatte, löste sich ihre Seele vom Körper und drang ein in das Totenreich. Die Eindrücke, die sie dort gewonnen hatte, waren überwältigend, aber sie sprach nie davon. Sogar ihren Vater hatte sie dort getroffen und wollte für immer bei ihm bleiben, doch der schickte sie wieder weg. Atlantis verging, auch Kara konnte den Kontinent nicht retten, doch sie überlebte, nahm abermals den Trank des Vergessens und entschwand in eine andere Dimension, wo sie auch blieb.

Doch der Trank oder das Elixier der Götter wurde gestohlen. Kara wußte nicht, von wem, und so entschloß sie sich zurückzukehren und den Trank zu suchen.

In dieser Zeit und auf der Erde traf sie mit Myxin, dem Magier, zusammen. Sie kannte ihn von Atlantis her. Dort waren sie erbitterte Feinde gewesen, doch hier schlössen sie Freundschaft und kämpften Seite an Seite. Myxin wollte Kara helfen, den Trank zu finden, damit sie wieder ihre Ausflüge in die anderen Reiche unternehmen und Erfahrungen sammeln konnte. Sie fanden den Trank nicht, denn inzwischen schien er mehrmals den Besitzer gewechselt zu haben und befand sich den neusten Gerüchten nach zu folgen, in den Händen des Spuks. Ihn dort wegzuholen, war so gut wie unmöglich. Dafür war der Spuk ein zu mächtiger Gegner. So blieb Kara als einziges Erbe nur das Schwert mit der goldenen Klinge. Hinzu kamen jedoch die besonderen Fähigkeiten, die sie während ihres langen Lebens in Atlantis entwickelt hatte.

Und letztere wollte oder mußte sie einsetzen.

Don Causio blickte sie an. Lauernd und voller Haß, aber auch Neugierde.

»Schreien will ich dich hören!« flüsterte er, »schreien…«

Da wußte Kara, daß es soweit war. Sie durfte keine Sekunde mehr zögern, und sie strengte sich an.

Telekinese, hieß das Zauberwort!

Sie hatte diese Fähigkeit in Atlantis besessen und hoffte, daß sie nicht verkümmert war.

Sie strengte sich an.

Kraft ihrer Gedanken wollte sie den Gegner bewegen und ihn vielleicht unschädlich machen.

Es war ein schwieriges Unterfangen, denn damals schon hatte Kara die Telekinese nur beherrscht, wenn sie bar jeglicher feindlicher Magie war.

Aber hier?

Ihr Blick brannte sich auf den Mann. In ihrem Kopf rauschte das Blut. Karas Gesicht wurde noch bleicher, noch durchscheinender, die Adern traten weit hervor, als sie den gewaltigen Sturm von Willenskraft und Gedanken auf die Reise schickte.

Er mußte Causio einfach treffen.

Und er traf.

Don Causio hatte den Hebel um eine Winzigkeit bewegen können. Kara spürte noch den Schmerz, das Ziehen im Körper, dann wurde ihre gedankliche Gegenkraft voll wirksam.

Der Mann riß plötzlich die Arme hoch. Als hätte ihn ein Hieb getroffen, so taumelte er zurück.

Er schrie.

Und dann riß ihm die unheimliche Kraft der Telekinese die Beine weg. Sie wurden einfach hochgeschleudert, und Don Causio konnte nichts dagegen tun.

Er war Karas Kräften hilflos ausgeliefert.

Plötzlich schwebte er in der Luft. Er schrie dabei. Kara nahm noch einmal ihre telekinetischen Kräfte zusammen, schickte sie auf die Reise, so daß Don Causio, dieser Teufel, den zweiten Ansturm voll mitbekam.

Als würde er von einem Orkan erfaßt, so schleuderte ihn die Kraft in die Höhe und drosch ihn gegen die Wand… Für einen Moment schien es, als würde er in der Luft stehenbleiben, dann wirkte die Erdanziehung, und er knallte zu Boden.

Stöhnend und wimmernd blieb er liegen. Tränen – weniger vor Schmerz als vor Wut – waren in seine Augen getreten, mit den Fäusten trommelte er auf dem Boden, und langsam stemmte er sich hoch.

Auf allen vieren blieb er hocken. Kara konnte ihn aus ihrer Stellung nicht sehen, sie sah aber die beiden anderen Helfer dieses Wahnsinnigen.

Und die schickte Don Causio ins Gefecht.

»Bringt sie um!« schrie er ihnen zu. »Verdammt, bringt sie um! Zerreißt ihr die Knochen!«

Der Befehl ließ an Deutlichkeit nichts mehr zu wünschen übrig. Die beiden Männer hielten sich daran. Synchron setzten sie sich in Bewegung.

Kara sah sie ankommen. Die Angst schoß wie eine Flamme in ihr hoch. Sie fürchtete, sich vorhin übernommen zu haben, denn nun brauchte sie noch die Kraft für die beiden anderen. Doch die standen nicht so sehr unter dem Bann der schwarzen Engel, sie waren nicht als die direkten Diener zu bezeichnen, vielleicht konnte sie sie auch noch schaffen.

Die Schöne aus dem Totenreich konzentrierte sich auf die zwei Helfershelfer.

Der gedankliche Ansturm der telekinetischen Energie traf auch die beiden Männer.

Es war ein regelrechter Aufprall, ein Supertreffer. Die beiden erreichten das Folterinstrument nicht. Mitten im Lauf wurden sie gestoppt, kippten wie Puppen durcheinander und fielen zu Boden. Dort bildeten sie ein wirres Knäuel von Körpern, Armen und Beinen.

Kara aber war erledigt. Leer und ausgebrannt fühlte sie sich. Wenn Don Causio weitere Leute ins Gefecht schickte, würde sie denen kaum etwas entgegensetzen können. Zudem waren die Kerle nicht verletzt, sie hätten ohne weiteres noch einen zweiten Angriff unternehmen können.

Das taten sie nicht.

Im Gegenteil, sie waren bedient. Sie sahen ihren Herrn und Meister wimmernd am Boden hocken, bekamen von ihm auch keinen zweiten Befehl, und so stemmten sie sich hoch, torkelten, taumelten und sahen zu, daß sie die Folterkammer verließen.

Don Causio nahm gar keine Notiz von ihnen, aber Kara atmete auf. Diese Gefahr war gebannt.

Da Causio mit sich selbst zu tun hatte, wollte Kara die Zeit nicht unnütz verstreichen lassen und deshalb versuchen, die Fesseln zu lösen.

Karas Haltung war äußerst gespannt. Praktisch an der Grenze der Belastbarkeit, denn dieser Widerling hatte das Rad vor dem telekinetischen Kräfteeinsatz noch drehen können.

Zuerst versuchte Kara die Hände zu bewegen. Sie waren seitlich am Rad festgebunden, sehr dicht, sehr hart, und sie schaffte es nicht, die Hände aus den Schlaufen zu ziehen. Das Gegenteil trat ein, die Fesseln schnitten nur noch tiefer.

Als Kara ihre Füße bewegen wollte, machte sie die gleiche Feststellung.

Auch sie saßen fest.

Ihre Hoffnungen sanken.

Und die Freunde waren noch immer bewußtlos. Sei sah Myxins Gesicht über dem Rand des Foltertroges und erkannte sogar die Blässe darin. Seine Haut wirkte längst nicht mehr so grünlich, wie es normalerweise der Fall war.

Don Causio verdaute die Attacken langsam. Er stöhnte nicht mehr, sondern atmete nur noch schwer. Im Licht der Fackeln glänzte sein Gesicht wie eine Speckschwarte.

Nach einem zweimaligen Versuch schaffte er es, auf die Füße zu kommen.

Etwas wacklig auf den Beinen blieb er stehen und schaute sich um. Sofort fiel sein Blick auf Kara, und er verzog die Mundwinkel, so daß an beiden Seiten Speichel hervorrann. So wie er dastand, wirkte er

wie ein fleischgewordener Teufel.
»Ich krieg dich noch!« keuchte er. »Ich kriege dich, du verdammte Hexe!«
Wieder sprühte Speichel vor seinem Mund, an den Lippen tanzten kleine Bläschen.
Er wollte noch etwas sagen, stockte jedoch und drehte den Kopf, so daß er die Treppe sehen konnte.
Seine Augen wurden groß. Unglauben breitete sich auf seinem Gesicht aus, und dann fing er an zu lachen. Ja, er lachte, und dieses wiehernde Gelächter schallte wie eine schaurige Botschaft aus der Hölle durch die Folterkammer.
»Sie kommen!« kreischte er, tanzte herum und schlug sich vor Vergnügen auf die Schenkel.
Kara ahnte Schlimmes, und ihre Befürchtungen sollten eintreffen, denn Don Causio bekam Hilfe.
Nicht John Sinclair erschien, wie Kara so gehofft hatte, sondern die beiden Feinde – die schwarzen Engel.
Hatte das Mädchen aus dem Totenreich Don Causio und die Männer mit Hilfe der Telekinese besiegen können, bei den schwarzen Engeln würde sie dies nicht schaffen, die waren stärker…

***

Ich bewunderte die Sicherheit, mit der sich der Pfarrer bewegte. Seinen Namen hatte ich inzwischen auch erfahren. Er hieß Leone. Oft waren es wirklich die Geistlichen gewesen, die sich auf meine Seite gestellt hatten und längst keine so großen Ignoranten waren, wie sie oft dargestellt wurden. Sie zeigten mehr Verständnis für meine Probleme als Beamte der Polizei.
Wir gingen in die Sakristei der Kirche. Obwohl der Pfarrer versucht hatte, aufzuräumen, konnte ich dennoch sehen, daß die Feinde auch hier gewütet hatten.
Da hing kein Kreuz mehr an der Wand. An einigen. Stellen zeigte sie Schäden, die nur von Schlägen mit harten Gegenständen stammen konnten.
Auch das einzige Fenster war zerbrochen. Schräg fiel das Sonnenlicht durch die Öffnung.
»Bitte nehmen Sie Platz«, bat der Pfarrer.
Um einen runden braunen Tisch gruppierten sich vier Stühle, mit Sitzflächen aus Bast. Ich ließ mich nieder, und auch der Geistliche tat es. Er benahm sich so, als wäre er überhaupt nicht behindert. Man konnte merken, daß er sich in diesem Raum oft genug bewegte.
»Wenn Sie ein Glas Wein haben wollen, Signore Sinclair, dann müssen Sie sich beides aus dem Schrank dort an der Tür holen. Schließen Sie den rechten Flügel auf.«

»Danke sehr, ich habe keinen Durst auf Wein. Wenn es vielleicht ein Glas Wasser sein kann…«

»Natürlich, nehmen Sie nur.«

Wasser fand ich im Nebenraum. Ich wollte wirklich keinen Wein trinken, denn Alkohol bei dieser Wärme wirkte wie ein doppeltes Gift. Zudem brauchte ich meine Kräfte noch.

Ich ließ ein Glas bis zum Rand vollaufen und nahm die ersten Schlucke. Sie erfrischten. Als ich zu Pfarrer Leone zurückkehrte, da lächelte er.

»Was wollen Sie nun genau wissen, Signore Sinclair?«

»Mehr über die schwarzen Engel. Über ihre Entstehung und vielleicht etwas darüber, wie man sie besiegen kann.«

Der Pfarrer nickte und meinte: »Viel Zeit haben Sie nicht, deshalb werde ich versuchen, mich kurz zu fassen. Trotzdem muß ich etwas ausholen, denn der Beginn liegt in der Vergangenheit dieser Landschaft und dieses Dorfes begraben.«

»Das überlasse ich ganz Ihnen«, sagte ich und setzte mich entspannt hin, obwohl ich innerlich fieberte, denn die Sorge um meine Freunde wurde immer stärker und quälender.

Der alte Pfarrer hielt die Augen halb geschlossen. Von seiner Blindheit war nun nicht mehr viel zu sehen. Er atmete nur flach, als er redete. »Damals, es ist vielleicht fünf Jahre her, sah es in Nareno ganz anders aus. Wir unterschieden uns in nichts von zahlreichen anderen Dörfern des Landes. Und wenn ich sage in nichts, dann meine ich auch die Herrschaft der Mafia damit. Sie war sehr schlimm, denn die ehrenwerte Gesellschaft sorgte dafür, daß unsere Bauern auf keinen grünen Zweig kamen. Sie arbeiteten und schufteten, die Berge gaben guten Wein, er wuchs fantastisch auf diesem Boden, aber der Capo kassierte alles. Den Leuten blieb gerade soviel, daß sie existieren konnten. Der Unmut wuchs, doch niemand fand sich, um gegen den Capo anzugehen, denn seine Leute töteten sofort und schnitten den Bedauernswerten die Zungen aus den Mündern. Auch Causio litt unter dem Terror. Er wohnte nicht in diesem prächtigen Haus, das hatte dem Capo gehört. Don Causio lebte in einer bescheidenen Hütte. Des öfteren unternahm er Ausflüge in die Berge, erkundete sie und erforschte auch die Höhlen. Eines Tages kam er zurück und berichtete von den fliegenden Schlangen, die er in einer Höhle gesehen hatte und von den versteinerten Abbildern zweier Engel. Wir lachten ihn aus, doch Causio ließ sich nicht beirren. Er führte uns zur Höhle. Wir sahen die Engel, und wir holten sie bei Nacht und Nebel hervor.«

Die Rede hatte den Pfarrer angestrengt. Er bat um ein Glas Wasser, das ich ihm gern holte. Nachdem er sich erfrischt hatte, fuhr er fort. »Wir entdeckten bei den Engeln aber noch mehr. Und zwar eine Steinplatte, auf die ein eng aneinandergefügter Text eingemeißelt war.

Ich habe mich immer mit alten Sprachen beschäftigt und konnte dieses uralte Latein lesen. Der Text war eine Warnung. Die Menschen sollten sich vor den schwarzen Engeln hüten, die aus einer anderen Zeit stammten, aus einem Kontinent mit dem Namen Atlantis, wenn ich das jetzt mal so übersetzen darf. Der zweite Teil des Textes befaßte sich mit der Beschwörung dieser Engel. Diejenigen, die sie beschwören, würden die Macht erringen, eine Macht, die aber nicht aus der Hand Gottes stammte, dies hatte ich sofort erkannt und warnte auch meine Mitbürger. Sie wollten nicht hören, denn sie dachten an die Mafia und an den Terror, unter dem sie zu leiden hatten. Besonders Don Causio tat sich hervor. Er überzeugte die anderen gegen meinen Willen und beschwor die beiden schwarzen Engel. Das geschah in einer finsteren Nacht, und die Beschwörung klappte sogar. Die schwarzen Engel wurden lebendig. Voller Demut fragten sie, was Causio befehle. Er bat darum, die Mafia brutal auszurotten. Das geschah auch. Die schwarzen Engel töteten jeden Mafioso. Die Leichen warfen sie in eine finstere Schlucht, wo die Knochen heute in der heißen Sonne bleichen. Dann aber diktierten die Engel ihre Bedingungen. Plötzlich fielen die Menschen hier von einer Sklaverei in die andere. Sie waren jetzt von diesen grausamen Geschöpfen abhängig. Mich blendete man, meinen Küster machte man wahnsinnig, und die Engel suchten sich Don Causio als ersten Diener aus. Die Zeit verging, die Menschen gewöhnten sich an die Herrschaft, aber sie hatten sich verändert. Sie gingen nicht mehr so recht ihrem Tagewerk nach, die Weinberge verkamen, und wenn Fremde in Nareno eintrafen, wurden sie manches Mal getötet.«

»Aber die Engel besaßen keine Waffen«, warf ich ein.

»Nein, Signore. Die Waffen sollten wir ihnen besorgen, doch niemand von uns schaffte es, die Schwerter aus dem Fels zu ziehen. Eine starke Kraft hielt sie fest. Bis zu dem Tag, als die schwarzen Engel endlich zwei Gastkörper fanden, damit sie vollends erstarken konnten. Es waren keine beliebigen Körper, sondern sie suchten nach bestimmten Menschen. Die fanden sie nicht in Nareno, sondern irgendwo auf der Welt. Immer wieder flogen sie weg, und jetzt müssen sie die Körper gefunden haben, denn die Schwerter befinden sich nun in ihrem Besitz.«

Da hatte der Pfarrer recht. Die Engel hatten sich wirklich die Klingen geholt.

Von den beiden Toten in Wien und London hatte ich noch keine Ahnung, für mich stand nur fest, daß die Engel leider sehr stark geworden waren.

»Das ist meine Geschichte, Signore Sinclair. Ich weiß nicht, ob es Ihnen geholfen hat.«

Ich erhob mich. »Das denke ich schon, Hochwürden«, sagte ich und

reichte dem Pfarrer die Hand.

»Dann versuchen Sie, den Fluch von uns und dieser Stadt zu nehmen, Signore Sinclair.«

»Das werde ich. Aber wo kann ich die Engel finden?«

»Gehen Sie zu Don Causio. In seinem Haus steckt das Grauen. Dort werden Sie vielleicht auch die Engel finden. Aber gehen Sie schnell, die Zeit drängt.«

Der Geistliche mahnte nicht umsonst. Ich beeilte mich und verließ die Kirche durch eine Seitenpforte an der Sakristei.

Draußen traf mich abermals die Hitze. Im Innern war es kühl gewesen, hier stand die Luft und flimmerte. Die Sonne war etwas weitergewandert und blendete nicht mehr, aber wenn ich Atem holte, hatte ich das Gefühl, heiße Luft zu trinken.

Vor mir sah ich eine dichte Hecke aus Rhododendron. Die Blätter zeigten eine Staubschicht. Ich lief an der Hecke entlang und fand ein kleines Tor, das sich teilte. Dahinter lag eine Gasse, die sogar auf die Hauptstraße führte. Keinen Menschen sah ich an der Einmündung. Deshalb lief ich schnell los, drückte mich dicht vor dem Treff der beiden Straßen an die Wand und schaute auf die Hauptstraße.

Nicht weit entfernt sah ich das Haus des Don Causio. Das große Tor zum Garten stand offen. Es war eine direkte Einladung, der ich nicht widerstehen konnte.

Auf Zehenspitzen huschte ich voran. Mich machte es mißtrauisch, daß niemand auf der Straße zu sehen war. Vielleicht hielten sich Don Causios Schergen auch im Haus auf. Dort würden sie mich sicherlich erwarten.

Ich drehte es hin und her, doch ich sah keinen Ausweg, wie ich der Falle entrinnen sollte. Es gab keine Chance, ich mußte auf das Haus zu- und auch hineingehen.

Nicht sehr eilig schritt ich vor. Ich hielt mich auch nicht mehr in Deckung, sondern ging mitten auf der Straße, wo die Sonne erbarmungslos auf meinen Kopf brannte.

Schritt für Schritt näherte ich mich dem Haus. Kein Geräusch um mich herum.

Hitze und Totenstille – das war alles.

Ich erreichte das Haus. Im blühenden Vorgarten ließen die Blumen ihre Köpfe hängen und verwelkten. Ein betäubender Duft strömte mir entgegen. Er erinnerte mich gleichzeitig an die Vergänglichkeit, an den Moder, an Vergangenheit, den Tod…

Unter meinen Füßen knirschten die kleinen Steine, das Kreuz hing vor meiner Brust und schien explodieren zu wollen, wenn das Licht der Sonne es traf. Der Schweiß sammelte sich in meinem Nacken. Er rann auch über die Stirn. Tropfen blieben in meinen Augenbrauen hängen. Ich wischte sie weg.

Gern hätte ich jetzt das Schwert bei mir gehabt, das ich Destero abgenommen hatte, aber das lag in London, so leicht konnte ich es nicht transportieren.

Die Dämonenpeitsche befand sich in Sukos Händen, zusammen mit dem Stab und der Beretta. Ich trug nur das Kreuz, den Dolch und die mit geweihten Silberkugeln geladene Waffe.

Der Weg machte einen Knick, bevor er zum Eingang des Hauses führte. Es war ein regelrechtes Portal, sehr breit und mit Steinsäulen versehen, die das Vordach stützten.

Obwohl sich niemand hatte blicken lassen, wurde ich das Gefühl nicht los, von zahlreichen Augen beobachtet zu werden. Sie schienen in den Büschen und Hecken zu lauern, und die Blicke brannten sich auf meinem Rücken fest.

Ich warf einen Blick über die Schulter. Bisher hatte ich mich zusammengerissen, jetzt riskierte ich es und sah meine Vermutung bestätigt. Sie beobachteten mich nicht mehr, sondern verließen ihre Deckung. Wie Schatten huschten sie aus den Büschen, und die verwelkten Blüten regneten als bunter Schnee zu Boden.

Die meisten Gesichter kannte ich. Es waren die Leute, die mich auch durch die Stadt gejagt hatten. Ihre Waffen hielten sie noch immer in den Händen, und in den Gesichtern stand die finstere Entschlossenheit zu lesen.

Gegen alle zu kämpfen war ein Ding der Unmöglichkeit. Ein zweitesmal würde ich nicht so ein Glück haben, es blieb mir einfach keine Wahl, ich mußte mich dem Engel stellen.

Stufen führten zur Tür hoch. Ich nahm sie. Eine Gänsehaut fühlte ich trotz der Hitze auf meinem Rücken, denn ich wußte die Gewehrmündungen auf meinen Körper gerichtet.

Aus dem Halbdunkel der Halle trat mir Don Causio entgegen. Sein Gesicht wirkte wie ein Ballon, und das Grinsen darauf konnte man mit ruhigem Gewissen als schmierig bezeichnen.

»Willkommen in meinem bescheidenen Heim, Signore Sinclair«, sagte er und deutete eine Verbeugung an. »Sie glauben gar nicht, wie sehr ich auf diesen Augenblick gewartet habe…«

***

Das konnte ich mir gut vorstellen, denn schon bei unserer ersten Begegnung war die Todfeindschaft klar gewesen.

Ich blieb stehen.

»So schweigsam?« fragte er mich.

»Was soll ich sagen?«

Er behielt sein Grinsen bei. »Vielleicht Angst zeigen?«

»Vor Ihnen?«

Da zuckte es in seinem schwammigen Gesicht. Für mich ein Beweis,

daß der Kerl ziemlich eitel war.

»Ihre Arroganz wird Ihnen noch vergehen«, erwiderte er und drohte mir. »Ich werde Ihnen zeigen, was es heißt, sich mit mir und den schwarzen Engeln anzulegen. Sie warten noch auf dich. Du fehlst in der Reihe, deine Freunde haben wir schon.«

Er duzte mich jetzt. Es war mir egal, doch ich wußte nun, daß Suko, Kara und Myxin noch lebten. Immerhin etwas.

Hinter mir hörte ich Schritte. Causios Helfershelfer hatten die Halle betreten.

Wenn ich nach rechts oder links schielte, sah ich die beiden Außenleute, die zusammen mit den anderen, einen Halbkreis um mich gebildet hatten.

»Willst du sie sehen oder gleich sterben?« fragte mich Don Causio.

»Wen meinen Sie?«

»Deine Freunde und die schwarzen Engel.«

»Darauf habe ich gewartet, sonst wäre ich nicht gekommen.«

Don Causio machte kehrt. Dabei geriet sein gesamter speckiger Körper in Bewegung. Überall wabbelte das Fleisch. Er bot wirklich einen widerlichen Anblick.

Don Causio schritt auf die Treppe zu. Bevor er sie erreichte, blieb er jedoch stehen und wandte sich langsam wieder um. Ich merkte es seinem triumphierenden Gesichtsausdruck an, daß er noch einen Trumpf in der Hinterhand hielt.

Und ihn spielte er aus.

»Das Kreuz, John Sinclair. Man hat mir gesagt, ich soll dir das Kreuz abnehmen. Gib es her!«

Verdammt, das war ein Schlag.

Ich schluckte. »Wenn Sie es haben wollen, dann holen Sie es sich.« In diesen Augenblicken war ich bereit, alles auf eine Karte zu setzen.

Wie auf Kommando knackten hinter meinem Rücken mehrere Gewehrschlösser. Dieses mir durch Mark und Bein gehende Geräusch war Antwort genug, der fette Dämonendiener brauchte gar nichts weiter zu sagen. Ich hob beide Hände, umfaßte die Kette und streifte sie mitsamt dem Kreuz über meinen Kopf.

Er kicherte. »So ist es richtig« sagte er und rieb sich die Hände. »Wirf es her.«

Der Fette war geschickter, als ich angenommen hatte. Kam er zu dicht an mich heran, bestand für ihn die Gefahr, als Geisel genommen zu werden. Mit dem Gedanken hätte ich in der Tat gespielt. So warf ich ihm das Kreuz zu.

Er öffnete seine rechte Hand und fing das Kreuz auf. Für einen Moment schaute er es sich an, verzog das Gesicht, als hätte er in eine Zitrone gebissen und ließ das wertvolle Kruzifix in den Falten seines Umhangs verschwinden, wo irgendwo eine Tasche miteingenäht war.

Dann schritt er die Treppe hinab.

Ich folgte ihm. Und die anderen blieben bei mir. Zwischen Don Causio, mir und den Männern blieb immer eine Distanz von drei Stufen. Ich rechnete damit, den Geruch von Tod, Blut und Verwesung wahrzunehmen, wurde in dieser Hinsicht angenehm überrascht. Es roch, als hätte jemand Wein verschüttet.

Die letzte Biegung.

Mein Blick fiel in eine Folterkammer!

Das allein wäre nicht schlimm gewesen, aber ich sah meine Freunde, wie sie auf die schrecklichen Geräte gespannt worden waren.

Kara war auf ein Rad gebunden worden, Myxin steckte in einem Trog, wobei er nur mit dem Kopf hervorschaute, und Suko lag auf der Streckbank.

Bewacht wurden die drei nicht von normalen Menschen, sondern von den schwarzen Engeln!

***

Geahnt hatte ich es ja, deshalb war die Überraschung nicht so groß. Trotzdem bekam ich einen Schock. Vor allen Dingen wegen der Ausweglosigkeit der Lage. Und ich begann, mir Vorwürfe zu machen. Ich hätte unter Umständen nach einer anderen Lösung suchen müssen. Aber ich bin in die Höhle des Löwen gelaufen, weil mir die Zeit gefehlt hatte. Ich wollte meine Freunde nicht im Stich lassen, hatte Angst um ihr Leben gehabt und mußte nun feststellen, daß sie noch lebten, aber bis auf Kara nicht bei Bewußtsein waren.

Die Schöne aus dem Totenreich hatte den magischen Schock am besten überstanden. Sie sah mich auch und lächelte mir zu.

Mir gelang es einfach nicht, zurückzulächeln.

Dafür interessierten mich meine Gegner. Die schwarzen Engel hatten sich so aufgebaut, daß sie alles überblicken konnten und natürlich auch die Gefangenen im Auge behielten. Sie standen dort wie Wächter. Übergroße Gestalten, dunkel, gesichtslos und in den jeweils echten Händen die Schwerter haltend.

Lange grüne Kristalle, wie ich sie noch nie zuvor im Leben gesehen hatte.

Aufgeladen mit atlantischer Magie, gegen die ich gar kein Mittel wußte.

Der fette Don Causio huschte an mir vorbei, blieb stehen und deutete wie ein Operettentenor auf mich. »Das ist er«, meldete er den schwarzen Engeln. »Und das Kreuz habe ich auch«, fügte er triumphierend hinzu, wobei er gegen seine rechte Hüfte schlug und lachte.

Die Engel schwiegen. Sie fixierten mich nur. Bis einer mich fragte: »Wer bist du?«

Er sprach abgehackt wie ein Computer, und die Worte drangen dumpf aus seinem Kopf. Dabei sah ich keine Öffnung, er besaß ja weder Mund, Nase, Augen oder Ohren.

Eigentlich konnte ich es als einen kleinen Vorteil ansehen, daß sie erst mit mir reden wollten, deshalb sagte ich noch einmal meinen Namen.

»Den kennen wir. Ich will wissen, welch eine Aufgabe du hast.«

»Man nennt mich den Geisterjäger.«

Sie schwiegen beide. Ob sie etwas mit dem Namen anfangen konnten, war nicht herauszufinden. Dafür bekam ich die nächste Frage gestellt, und wieder war es der gleiche Engel, der sprach.

»Du stammst nicht aus Atlantis?«

»Nein!«

»Woher kommst du dann, und wieso kann es sein, daß du mit Myxin verbündet bist?«

»Wir haben uns hier getroffen.«

»Myxin war einmal ein Magier.«

»Das weiß ich«, bekam er zur Antwort. »Jetzt ist er es auch noch.«

»Nein, John Sinclair. Man hat ihm die Kräfte genommen. Unsere Magie hat ihn buchstäblich zu Boden geschmettert, er kann nicht mehr mächtig sein, und du bist es auch nicht, denn du besitzt nicht mehr dein Kreuz, das dir bisher so großen Schutz geboten hat. Aber Myxin ist ein Feind von uns. Seine Feinde sind auch unsere Feinde. Deshalb wirst du ebenfalls sterben.«

Die Drohungen waren altbekannt, ich kannte sie und nahm sie gar nicht mehr ernst. Jeder Dämon hatte mir den Tod versprochen, bis heute hatte ich überlebt, aber ich mußte mir immer etwas Besonderes einfallen lassen, um mich jedesmal aus den lebensgefährlichen Situationen herauswinden zu können. Mit einer Kugel aus der Beretta war es nicht mehr getan, das hatte früher gut geklappt.

Heute hatte ich es mit gefährlicheren und mächtigeren Dämonen zu tun, die über geweihte Silberkugeln höchstens lachen konnten.

Ich wußte auch mehr als früher, und öfter konnte ich mein Wissen ausspielen.

Das wollte ich auch hier versuchen. »Ihr habt keine Chance«, sagte ich, »denn es ist ebenfalls jemand erwacht, den ihr fürchten müßt. Der Eiserne Engel!«

Ich hatte einen Namen in die Waagschale geworfen, der bei ihnen sicherlich Angst verbreiten mußte. Den Eisernen Engel hatte ich erlebt. Dabei brauchte ich nur an den Kampf gegen Chiimal, das Monster aus Atlantis zu denken. [2]

Da war der Eiserne Engel zum erstenmal aufgetaucht und hatte fürchterlich aufgeräumt. Zum zweitenmal war er mir in Atlantis selbst begegnet, kurz bevor der Kontinent von den Fluten verschlungen

wurde und auch explodierte.
»Du kennst ihn?«
»Ja, sehr gut sogar. Denn ich weiß, daß er auch in dieser Zeit vertreten ist.«
»Wir fürchten ihn nicht«, lautete die Antwort. »Auch wenn er jetzt käme, er würde allein dastehen, wir aber sind zu zweit und haben unsere Lichtschwerter. Nein, damit kannst du uns nicht schrecken. Und wir sind dafür, daß endlich Schluß gemacht wird. Du mußt und wirst als erster sterben, denn du bist der größte Feind. Wir haben die Macht deines Kreuzes erkannt. Wer solch ein Kruzifix trägt, kann kein Schwächling sein.«
Das Lob hätte mich rot werden lassen müssen, in meiner Situation war es mir egal.
»Macht ein Ende!« hetzte auch Don Causio. Er war unserer Unterredung gefolgt, ohne ein Wort zu sagen!
Mir war überhaupt nicht wohl zumute, denn die beiden wollten ernst machen.
Erst sollte ich sterben, dann meine Freunde. Als ich an sie dachte, warf ich ihnen unwillkürlich einen Blick zu, und ich bemerkte, wie mir Kara zublinzelte.
Auch sie hatte mithören können, und sie gab mir ein Zeichen. Ich mußte raten, denn verstehen konnte ich nichts. Wahrscheinlich wollte sie, daß ich zu ihr kam.
Sofort überlegte ich mir einen Plan. Innerhalb der nächsten Sekunden mußte mir etwas einfallen, denn die schwarzen Engel kamen schon vor.
»Halt«, sagte ich.
Sie stoppten auch.
Die erste Hürde war genommen. »Ich hätte noch eine Bitte.«
»Rede!«
»Bevor ihr mich tötet, möchte ich mich von Kara verabschieden. Wir waren lange zusammen, haben auch Seite an Seite gekämpft. Ich kann einfach nicht so von ihr gehen, das müßt ihr verstehen. Wollt ihr mir den Wunsch erfüllen?«
Jetzt kam es darauf an.
Die schwarzen Engel schauten sich an, wobei sie sich ihre gesichtslosen Köpfe zuwandten. Wahrscheinlich verständigten sie sich durch Telepathie.
Ich zitterte innerlich. Würden sie mir die Erlaubnis erteilen?
Da mischte sich Don Causio ein. »Er hat sicherlich einen Trick auf Lager. Laßt ihn nicht!«
Die schwarzen Engel hörten nicht auf ihn, das war gut so. Am liebsten wäre ich ja zu Suko gegangen und hätte mir seinen Stab genommen, aber eine Verabschiedung von einem Bewußtlosen hätte

mir wohl niemand abgenommen.

Sie entschieden sich.

Und zu meinen Gunsten!

»Du kannst zu ihr«, sagte der wortführende Engel. »Nimm Abschied. Wir geben dir drei Sekunden nach euren Zeitbegriffen.«

»Ich danke euch!«

»Jetzt!« sagte der schwarze Engel.

Und ich ging. Nach wenigen Schritten stand ich vor der Frau.

Kara schaute mir entgegen. Groß waren ihre Augen. Ich beugte mich über sie.

»Mein Schwert!« Die Worte waren nur ein Hauch, aber ich konnte sie verstehen. Ich begriff. Noch ein wenig drehte ich mich nach links, wobei meine rechte Hand in den Falten ihres Gewandes verschwand und ich den Griff der Waffe spürte.

»Schluß!« hörte ich die Stimme.

Im selben Augenblick riß ich das goldene Schwert aus der Scheide und kreiselte herum…

***

Die schwarzen Engel waren völlig überrascht worden. Sie starrten wie gelähmt auf das Schwert mit der goldenen Klinge, das ich plötzlich in der Hand hielt. Sie hatten sich sicher gefühlt, ihren Triumph auskosten zu können und nun hatte der angeblich schon Geschlagene sein Schafsfell ausgezogen, und der Wolf war zum Vorschein gekommen.

Ein Wolf, der kämpfen konnte und wollte.

Don Causio und seine Leute hatten ebenfalls mitbekommen, was geschehen war. Auch sie mußten ihre Überraschung erst verdauen. Dann aber war es Causio, der seine Felle wegschwimmen sah und den Männern den Befehl gab, zu schießen.

»Knallt ihn ab!« brüllte er. »Schießt ihn nieder, dieses verdammte Schwein!«

Die Gewehre flogen hoch. Mündungen zielten auf mich. Ich sah mich eingekreist, und die heiße Angst schoß vom Magen her hoch, um sich in meiner Kehle festzusetzen und sie zuzuschnüren.

Würden sie feuern?

Da griffen die beiden Engel an. »Laßt ihn!« sagten sie wie auf Kommando, »Kugeln sind für ihn zu schade. Er soll seinen Spaß haben, wir wollen unseren Spaß haben. John Sinclair soll gegen uns beide antreten, bewaffnet ist er ja.«

Sie fühlten sich so erhaben. Was sollte ich schon gegen die beiden ausrichten?

Ich stand allein, hatte zwar ein Schwert, aber sie besaßen die beiden mit Schwarzer Magie geladenen Kristallwaffen, gegen die ich kaum

ankommen würde.

In den nächsten Sekunden schössen mir zahlreiche Gedanken durch den Kopf.

Wie oft schon hatte ich mich in der letzten Zeit mit einem Schwert als Waffe verteidigen müssen. Manches Mal hatte ich darüber geflucht, doch das war ein vorzügliches Training gewesen. Ich wußte jetzt, wie man die Waffe Schwert handhabte.

»Macht Platz!« befahl einer der Engel.

Die Männer verstanden und zogen sich zurück. Auch Don Causio ging bis zur Treppe. Dabei warf er mir Blicke zu, die von Gift und Galle sprühten. Die Entwicklung paßte ihm überhaupt nicht. Er hätte mich am liebsten jetzt schon tot gesehen, schließlich war ich sein größter Feind.

Ich hörte Karas Stimme. »Kämpfe, John!« rief sie. »Setz alles ein, was du hast, dann schaffst du es auch.«

Ich nickte, meine Gegner aber lachten nur. Und dann griffen sie an. Sie kamen von zwei Seiten, nicht besonders schnell, denn sie waren sich ihrer Sache sicher.

Die langen Klingen der Kristallschwerter hielten sie gesenkt, beide zielten auf meinen Körper und würden mich durchbohren, wenn ich nicht achtgab.

Ich drehte mich zur Seite und sah zu, daß ich nicht zwischen sie geriet, sondern sie vor mir hatte. Das gelang mir auch, und dem ersten Schlag konnte ich ausweichen, ein zweiter folgte blitzschnell hinterher. Abermals drehte ich mich zur Seite, und diesmal traf die Klinge die Eiserne Jungfrau. Sie hämmerte gegen die halb offenstehende Tür, schlug sie zu und hinterließ als Erbe einen langen Brandfleck auf dem Metall. Das Zeug schmolz glatt durch. Diese Kristallschwerter enthielten eine mörderische Energie, das konnte ich jetzt feststellen.

Mit Schaudern dachte ich daran, was wohl geschehen würde, wenn ich getroffen wurde. Die Schwerter würden auch mich buchstäblich zerstören.

Ich gab höllisch acht. Zu einem Gegenangriff war ich noch nicht gekommen, die beiden ließen mir keine Zeit. Sie waren so schnell und schlugen so hart und kompromißlos zu, daß sich all meine Reaktionen darauf beschränkten, nicht getroffen zu werden.

Ich war allerdings auch realistisch genug, mir einzugestehen, daß es eigentlich nur noch eine Frage der Zeit sein konnte, bis sie mich hatten. In diesem relativ kleinen Folterkeller konnte ich mich nicht richtig bewegen, irgendwann lief ich ihnen in das Schwert hinein.

Mit einem gewagten Sprung entkam ich einem nächsten Hieb und krachte dabei mit dem Rücken gegen die Streckbank, auf der mein chinesischer Freund Suko lag. Mit dem linken Ellbogen stieß ich ihm

noch gegen die Schulter, und vielleicht war es dieser Zusammenprall gewesen, der meine Idee beflügelte.

Suko hatte noch den Stab!

Er gab ihn normalerweise nie aus der Hand, aber der Stab war – das wußte ich genau – übertragbar. Wenn ich ihn erreichte, hatte ich schon etwas gewonnen.

Die Idee war gerade geboren, als ich sie auch schon ausführte. Ich wußte, wo Suko ihn trug, diese zwei Sekunden mußte ich mir einfach nehmen. Meine Hand glitt in die Innentasche der leichten Jacke, und schon fühlte ich die wertvolle Waffe zwischen den Fingern. Hastig steckte ich sie ein.

Die beiden Engel hatten mich dabei zwar beobachtet, aber sie reagierten nicht darauf. Sie nahmen es hin, und ich sah zu, daß ich von Suko wegkam und ihn nicht noch durch meine Nähe in Gefahr brachte.

Der Schlag wischte durch die Luft.

Ich sah praktisch nur das grüne Flimmern und mußte sofort parieren. Das Schwert mit der goldenen Klinge zuckte hoch, und beide Waffen prallten aufeinander.

Ein Blitzstrahl löste sich von dem Kollisionspunkt und irrte durch den Folterkeller.

Für einen winzigen Moment war ich geblendet. Als ich wieder klar sehen konnte, glaubte ich, meinen Augen nicht trauen zu dürfen.

Von der Kristallklinge fehlte ein Stück!

Mein Schwert hatte etwa das obere Drittel abgeschlagen. Es lag am Boden und änderte seine Farbe. Das Grün verschwand, wurde dunkel, und hinterher glaubte ich, vor mir ein Stück Kohle liegen zu sehen.

Der schwarze Engel aber stieß einen fauchenden Laut aus, einen Wutschrei.

Ich wurde mutiger und attackierte ihn.

Die Warnung seines Bruders erreichte ihn im letzten Moment. Bevor mein Schwert ihn durchbohren konnte, glitt der Engel zur Seite, und ich verfehlte ihn.

Dann wurde es für mich Zeit wegzukommen. Ich warf mich nach links herum und hetzte auf die Treppe zu. Dort oben oder vielleicht im Freien hatte ich mehr Platz, um kämpfen zu können.

Die Zuschauer hatten sich bis zur Treppe zurückgezogen. Sie schienen mit meiner Aktion nicht gerechnet zu haben. Bevor sie sich überhaupt versahen, war ich mitten unter ihnen, und ich packte Don Causio.

Meine Hand wühlte sich in sein Hemd, er stieß einen quickenden Laut aus, wobei er sich noch aus meinem Griff drehen wollte, doch da hielt ich eisern fest.

Dann mußte ich ihn loslassen. Als Geisel konnte ich den Mann nicht

nehmen, er war zu fett, ich bekam ihn nicht von der Stelle. Dafür schleuderte ich ihn dem mir nachstürmenden Engel entgegen, der nicht so schnell ausweichen konnte, so daß er und der Fleischkloß zusammenprallten.

Das gab mir Luft.

Ich jagte die Stufen hoch. Riesenschritte machte ich, stieß mich immer ab und war schnell wie selten in meinem Leben.

Aber nicht schnell genug.

Zum Glück ahnte ich die Gefahr und warf einen Blick über die Schulter.

Die schwarzen Engel spielten jetzt die Eigenschaft aus, die mir fehlte.

Sie flogen mir nach.

Es war der Engel, dessen Schwert ich schon um ein Drittel gekappt hatte. Und er war mir verdammt nahe gekommen. Wie ein riesiges schwarzes Ungeheuer kam er mir vor, und die Angst schoß wie eine heiße Woge in mir hoch.

Ich griff zum letzten Mittel. Mit der freien Hand riß ich Sukos Stab hervor und schrie das Wort, das allem eine Wende geben konnte.

»Topar!«

Es war ein regelrechter Verzweiflungsschrei, der aus meinen Mund drang. Ich hatte mich dabei geduckt, lag halb auf dem Rücken und spürte die scharfen Kanten der Stufen in meinem Kreuz.

Und das Wort wirkte.

Um mich herum veränderte sich die Umgebung. Die Männer, Don Causio und auch die schwarzen Engel erstarrten zu Salzsäulen. Unbeweglich blieben sie stehen.

Nur ich konnte mich bewegen.

Das war meine große Chance. Fünf Sekunden blieb die Zeit stehen. Diese Spanne mußte ich ausnutzen. Töten durfte ich keinen, das wäre wider Buddhas Willen gewesen und hätte die Wirksamkeit dieser einmaligen Waffe aufgehoben, aber ich konnte meine Gegner kampfunfähig machen, sie ausschalten.

Das tat ich mit Vergnügen.

Abermals trat Karas Schwert in Aktion. Und ich hämmerte mit einem gewaltigen Schlag die Waffe des vor mir stehenden Engels entzwei. Abermals sah ich den Blitz. Er füllte den Treppenaufgang mit seiner blendenden Helligkeit aus, aber das verdammte Schwert meines Gegners hatte ich zerstört.

Er hielt nur noch den Knauf in der Hand.

Um den zweiten Engel konnte ich mich nicht kümmern, denn die Zeit war um.

Die Bewegungsabläufe setzten sich genau da fort, wo sie vorher gestoppt worden waren.

Der schwarze Engel schlug zu.

Doch nur sein Arm raste nach unten, das Schwert hatte ich zerstört. Es lag so eine große Wucht hinter dem Hieb, daß der Engel nach vorn taumelte.

Ich brachte mich mit einem Sprung nach hinten in Sicherheit, sonst hätte mich der Hieb noch getroffen.

Dann gab ich Fersengeld und rannte die restlichen Stufen der Treppe hoch, bis ich in der Diele ankam.

Und dort stoppte ich, als hätte man mir einen Faustschlag versetzt.

Ich war nicht allein dort. Jemand, mit dem ich nicht mehr gerechnet hatte, war erschienen.

Der Eiserne Engel!

***

Übergroß, wuchtig und wie eine unüberwindlich erscheinende Wand stand er da und hielt sein gewaltiges Schwert in der rechten Hand. Sein Äußeres schimmerte graubläulich, eben wie das Eisen, aus dem er, der große Kämpfer bestand.

Seine große Zeit hatte er in Atlantis gehabt, doch da mußte er eine Niederlage einstecken. Er hatte den Kontinent nicht retten können. Trotz seiner zahlreichen Warnungen, hörten die Menschen nicht auf ihn und gingen ihre eigenen Wege.

Wie auch die schwarzen Engel.

Aber nun war er gekommen, um Rechenschaft zu fordern. Um endlich abzurechnen.

Ich wußte, daß ich von nun an nur noch Statist in diesem Spiel sein würde und huschte in den Hintergrund der Halle.

Die beiden anderen kamen.

Nur noch einer trug sein Kristallschwert, und der Engel war auch der erste, der die Treppe hinter sich ließ, den Eisernen sah und ebenso überrascht war wie ich.

Er stoppte und traute sich nicht mehr weiter vor.

Hinter ihm blieb der zweite Engel stehen. Die gesichtslosen Köpfe hatten sie dem Eisernen zugewandt, der ein furchtbarer Rächer sein würde.

»Endlich habe ich euch«, sagte er. »Es hat lange genug gedauert, und ihr habt Unheil genug angerichtet. Doch nun werde ich das vollenden, wozu mir vor 10000 Jahren nicht mehr die Zeit blieb. Ich werde euch töten.«

Das wußten auch die schwarzen Engel. Beide zuckten sie zusammen, die Worte hatten sie hart getroffen. Sie verloren auch keine Zeit, denn sie versuchten, der Falle zu entkommen.

Plötzlich teilten sie sich. Der eine huschte nach links weg, der andere nach rechts. Sie breiteten die Flügel aus und wischten zu beiden Seiten an dem Eisernen vorbei.

Ich rechnete damit, daß sie ihn von hinten anfallen würden, doch sie hatten etwas anderes vor.

Glas klirrte, zwei Scheiben zerplatzten von der Wucht, als die Wesen gegen sie prallten und durch die Öffnungen nach draußen in die Hitze flohen.

Ich rannte schon zur Tür, als mich ein Ruf des Eisernen stoppte.

»Das mache ich!«

Er breitete seine gewaltigen Flügel aus, drehte sich und schwebte schnell nach draußen.

Trotzdem wollte ich mir anschauen, wie dieser Kampf endete. So etwas konnte ich mir nicht entgehen lassen. Wenig später stand ich vor der Tür und sah die drei Engel in der Luft. Alle waren sie von der Sonne weggeflogen, so daß ich zuschauen konnte, ohne von den Strahlen geblendet zu werden.

Die beiden schwarzen Engel flohen. Hinter dem Haus war das Dorf sofort zu Ende, der Weg führte jetzt in die Berge, und ich konnte erkennen, wie die Engel zwei gewaltige Felstürme ansteuerten, die sich genau gegenüberstanden.

Dort landeten sie.

Auf einmal waren sie wieder beide bewaffnet. Aus einem Schwert hatten sie zwei gemacht. Der Engel, der noch seine Waffe besaß, brach sie in der Mitte durch und warf das Stück seinem Artgenossen zu. So erwarteten sie ihren Feind, den Eisernen.

Der kam.

Er hatte über den beiden geschwebt, um eine bessere Ausgangsposition zu haben. Die großen Flügel waren weit ausgebreitet, ich sah selbst aus dieser Entfernung die gewaltige Spannbreite, die sogar die Sonne verdunkelte.

Der Engel bot ein fantastisches Bild, das mich an ein Kolossalgemälde erinnerte.

»Die Zeit des Todes ist gekommen!« brüllte er mit einer wahren Stentorstimme. »Was in Atlantis nicht gelungen ist, werde ich hier vollenden!«

Dann griff er an.

Er nahm sich zuerst den von mir aus gesehenen linken Engel vor. Er hatte die zweite Hälfte des Schwertes bekommen, riß die Waffe auch hoch und wollte sie dem anfliegenden Eisernen in den Leib rammen. Das mißlang.

Der Eiserne Engel führte sein Schwert wie ein perfekter Könner, ein gewaltiger Streich zuckte auf den Gegner hinab und zerhieb nicht nur die grüne Kristallwaffe, sondern auch den Engel selbst.

Die Schneide teilte sich in zwei Hälften.

Sehr genau und fast wie im Zeitlupentempo bekam ich dies mit. Die beiden Hälften kippten nach links und rechts weg, wie Puppen, denen

man einen Stoß gegeben hatte. Der Felsen war auf seiner Spitze nicht breit genug, daß sie liegenbleiben konnten. Sie fielen über den Rand hinweg und verschwanden in der Tiefe.

Der andere Engel hatte mitbekommen, was mit seinem Kumpan geschehen war.

Er floh.

Sehr schnell stieß er sich ab, breitete die Flügel aus und jagte in den langsam dunkelblau wordenen Himmel. Ich glaubte nicht daran, daß er noch eine Chance hatte, dem Eisernen zu entkommen.

Und richtig.

Der riesige Engel jagte hinterher, schlug allerdings nicht sofort zu, so daß ich das Gefühl haben konnte, er würde mit ihm Katz und Maus spielen.

Das tat er auch.

Er ließ den anderen sogar kommen, und der schwarze Engel warf sich dem wesentlich stärkeren Gegner mit einem wahren Anfall von Todesmut entgegen.

Plötzlich trafen wieder die Schwerter aufeinander. Abermals sah ich einen Blitz, heller als die Sonne. Ich schloß die Augen, öffnete sie wieder und sah die beiden Gegner dann über meinem Kopf. Dort führte der Eiserne das Schwert mit einer Präzision, wie sie nur Könnern zu eigen ist. Ich hoffte, daß ich niemals im Leben gegen solch einen Gegner anzutreten hatte.

Ein gewaltiger Schlag.

Obwohl es eigentlich Unsinn war, glaubte ich das Pfeifen der Klinge hören zu können und auch den dumpfen Schlag, der danach folgte. Der Hieb hatte den Kopf vom Rumpf des schwarzen Engels getrennt. Er flog weit durch die Luft, als wäre er von unsichtbaren Händen geschleudert worden, überschlug sich und ich sah, daß er sich auflöste, bevor er zwischen die Felsen prallte.

Mit dem Körper geschah das gleiche. Er zog schon eine dunkle Fahne hinter sich her, als er zu Boden stürzte.

Die schwarzen Engel existierten nicht mehr. Aber nicht ich hatte sie erledigt, sondern der Eiserne. Wie schon einmal, beim Gigant von Atlantis.

Ich winkte dem mächtigen Helfer zu.

Er sah mein Zeichen und winkte zurück. Aber er landete nicht, sondern flog davon. Ich schaute ihm so lange nach, bis er nur noch ein winziger Punkt am wolkenlosen Himmel war.

Dann machte ich kehrt.

***

Aus dem Keller hörte ich Geschrei. Sofort wurde ich wieder daran erinnert, daß meine Freunde in einer verdammt besch…eidenen Lage

steckten. Ich packte das Schwert fester, durchquerte die Halle und rannte mit gewaltigen Sätzen die Stufen hinab.

Auf halber Treppe kamen sie mir entgegen. An der Spitze Don Causio. Panik stand in seinem Gesicht, die der anderen sahen nicht anders aus.

Als Causio mich sah, blieb er stehen. Die anderen jedoch nahmen auf ihn keine Rücksicht. Sie rannten den Fettkloß einfach um. Bevor ich eingreifen konnte, sah ich ihn zwischen den Leibern verschwinden. Er schrie, strampelte mit Armen und Beinen, dann war er verschwunden.

Die Woge brandete nun auf mich zu. Eng drückte ich mich an die Wand. Die Männer wollten von mir nichts, sie flohen nur, kopflos, ratlos. Mit dem Tod der schwarzen Engel war ein Bann von ihnen genommen worden, der lange Zeit gehalten hatte. Jetzt erst mußten sie sich wieder an das normale Leben gewöhnen.

Einer war zurückgeblieben.

Don Causio!

Er lag auf der vorletzten Stufe, gekrümmt, bewegungslos. Ein Blick reichte mir.

Don Causio lebte nicht mehr. Er hatte sich bei dem Sturz über die Steinstufen das Genick gebrochen. Ich bückte mich und suchte in seiner Kleidung nach. Das Kreuz hatte ich schnell gefunden. Als letzten Dienst drückte ich ihm beide Augen zu, erhob mich und betrat den Keller, wo mich meine Freunde erwarteten.

Myxin und Suko waren nicht mehr bewußtlos, sondern schauten mich aus klaren Augen an.

Ich blieb stehen und grinste. »Wenn man sich schon auf euch verläßt«, sagte ich, »dann ist man verlassen. Ich dachte, ihr wärt mitgekommen, um mich zu unterstützen.«

»Hab ja nicht so eine große Klappe«, erwiderte Suko, »sonst stecken wir dich in die Eiserne Jungfrau.«

»Eine normale wäre mir lieber«, gab ich zurück und löste die Fesseln.

***

Zwei Stunden später verließen wir den Ort. Wir hatten noch mit dem Pfarrer gesprochen. Auch der Geistliche war voller Freude über das Ende der schwarzen Engel. Er würde mit dafür sorgen, daß in Nareno alles wieder seinen normalen Gang lief.

Auf uns aber wartete die Fahrt nach Palermo. Von dort aus wollten wir nach Rom fliegen und dann nach London.

Kara hatte das Schwert mit der goldenen Klinge wieder an sich genommen.

Sie und Myxin waren froh, daß ein unseliges Erbe des alten Atlantis' zerstört worden war, wobei sich allerdings die Frage stellte, auf wie viele dieser Erbhinterlassenschaften wir noch treffen würden. Und ob

alles so glimpflich abgehen würde, wie diese hier, das war noch fraglich…

ENDE

[1]Siehe John Sinclair Nr. 108 »Das Eisgefängnis«
[2]Siehe John Sinclair Nr. 152 »Der Gigant von Atlantis«